

ons stad



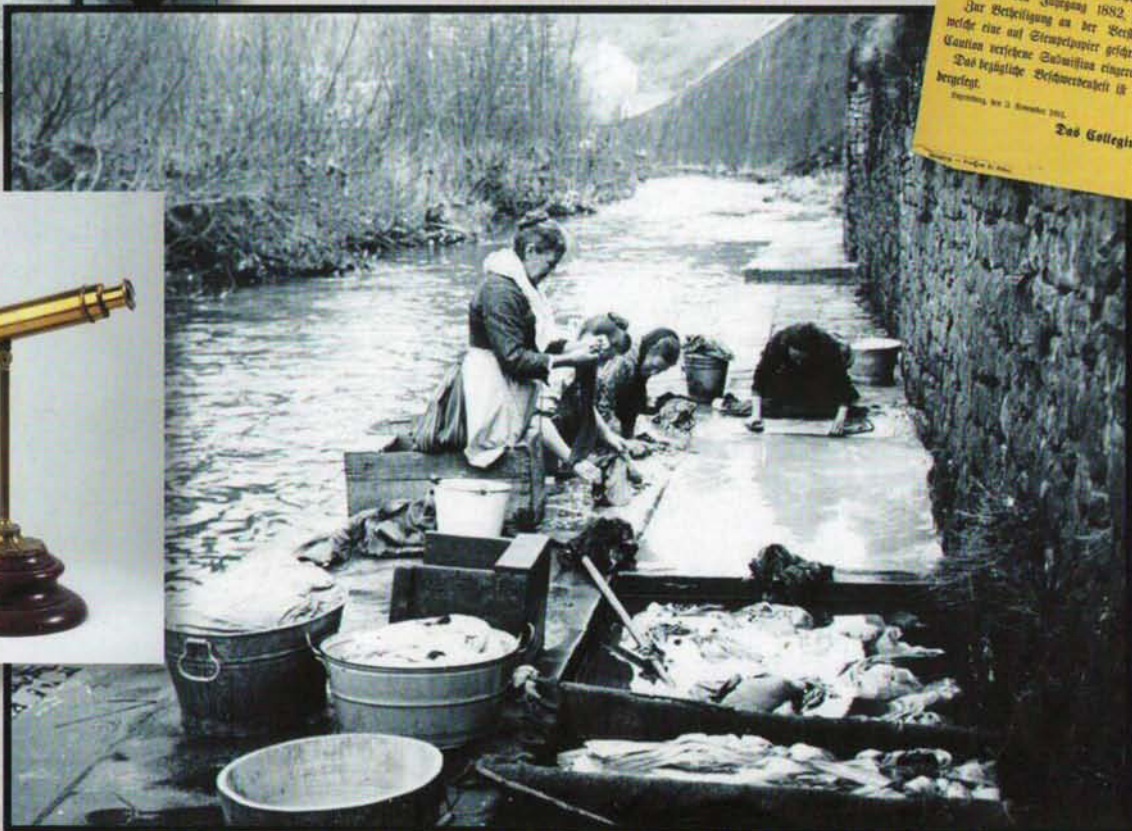
Wasch dich oft und kalt



Bleibst gesund wirst alt.



Städtisches Schlachthaus
413 Verpachtung
der Düngergrub
 und der
Thierabfälle-Behälter
 Donnerstag, den 17. I. Mts. November,
 um 2 Uhr Nachmittags, soll hiebei im Stadthaus, durch das Amt der Bür-
 gemeister und Schöffen zur Verpachtung an den Willkürlichen der Düngergrub
 der Blut- und sonstiger Thierabfälle-Behälter des hiesigen Schlachthaus,
 für den Jahresgang 1882, geschrieben werden.
 Zur Theilnahme an der Versteigerung werden nur diejenigen zugelassen,
 welche eine auf Stempelpapier gedruckte, mit der Unterschrift eines sachverständigen
 Caution versehenen Bescheinigung eingereicht haben.
 Das bezügliche Bescheidensheft ist auf dem Stadtschreibstube zur Einsicht nie-
 dergelegt.
 Dargestellt am 3. November 1881.
 Das Collegium der Bürgermeister und Schöffen,
 K. SERVAIN, Bürgermeister.
 WEYER, Secretär.



Hygiene: Ein Kind der Aufklärung



© Photothèque de la Ville de Luxembourg

Noch bis zum 24. Oktober kann man sich eine hochinteressante Ausstellung über die Geschichte der Hygiene und öffentlichen Gesundheitsvorsorge in Europa im städtischen Geschichtsmuseum ansehen. Unter dem Titel „*Sei sauber...!*“ behandelt sie auf überaus unterhaltende und lehrreiche Art und Weise schwerpunktmäßig u.a. Themen wie Körperhygiene und Privatsphäre, medizinische Bakteriologie und öffentliche Gesundheitsvorsorge und vermittelt dem Besucher die Erkenntnis, dass ohne Zugang zu sauberem Wasser überhaupt keine Hygiene möglich ist.

Doch gutes Wasser ist zur Zeit für viele Teile der Welt unerschaffbar und wird auch in Zukunft selbst in den Industrienationen zu einem immer dringlicheren Problem werden.

Aber noch vor wenigen Jahrhunderten war auch hier zu Lande sauberes Trinkwasser ein überaus rarer Artikel. Die besondere Topographie der Stadt Luxemburg brachte es mit sich, dass ausgerechnet das gutbürgerliche Stadtzentrum in puncto Wasserversorgung am schlechtesten dran war. Die Unterstädte verfügten immerhin über einen Fluss, die Alzette. Allerdings war aus dem einst fischreichen Gewässer mit der Zeit eine trüg dahinfließende Jauche geworden. Dafür standen ihnen seit alters her mehrere Quellen bzw. Laufbrunnen zur Verfügung. Die Oberstadt, in der die Leute meist dichtgedrängt beisammen lebten, war also deutlich benachteiligt als die Vorstädte.

Noch 1684 standen der Bevölkerung in der Oberstadt keine Brunnen zur Verfügung – nur das Schloss auf dem Bockfelsen und zwei Klöster verfügten zu diesem Zeitpunkt über Ziehbrunnen. Erst Vauban ließ drei Brunnen in der Oberstadt graben, die allesamt für das Militär reserviert waren.

In Anlehnung an die hochinteressante Ausstellung im *Musée d'Histoire de la Ville de Luxembourg* handelt denn auch die vorliegende *Ons Stad*-Nummer von der Geschichte der öffentlichen Hygiene, von der Versorgung mit sauberem Trinkwasser, von der Anlegung der ersten Kanalisationen und Kläranlagen und von vielen anderen Dingen, die wir heutzutage ein bisschen blauäugig für selbstverständlich halten.

r.cl.

2

Der Begründer von *Ons Stad* ist tot

Ehrengeneralsekretär
Henri Beck † (1923-2004)



Bis wenige Wochen vor seinem Tode am vergangenen 4. März hat Henri Beck sich noch Gedanken um die vorliegende Nummer zur Geschichte der öffentlichen Hygiene gemacht. Er verstarb nach kurzer Krankheit in der hauptstädtischen Clinique Ste Thérèse in jenem Garer Viertel, in dem er auch seine Jugendjahre verbracht hatte.

4

Der Bauch der Stadt

Wer heute in seinem teuer gestylten Badezimmer die Klosettspülung betätigt, um sein großes oder kleines Geschäft mit bis zu zehn Litern wertvollen Trinkwassers zu entsorgen, der macht sich kaum Gedanken darüber, was danach mit den Fäkalien passiert. Denn die verschwinden wie von Zauberhand im Bauch der Stadt, wo sie durch ein 450 Kilometer langes Kanalsystem zusammen mit anderen Abwässern in die Begener Kläranlage geleitet werden.

Eine Reportage von René Clesse



12

La Santé publique en Europe
Initiative privée et réglementation nationale

Jusqu'ici, les spécialistes ne se sont guère penchés sur l'aspect comparatif de l'histoire de la Santé publique en Europe. On connaît surtout des études concernant les diverses situations nationales. Cela peut d'autant plus surprendre que la crise de la Santé publique est désormais considérée comme touchant tous les pays européens et qu'il ne se passe pas de semaine sans qu'un magazine politique ne s'empare du sujet en annonçant une nouvelle catastrophe. L'article qui suit se propose d'avancer quelques clés qui devraient permettre au lecteur, sur fond de contexte historique, de déchiffrer la problématique – état des lieux et solutions possibles – d'une Santé publique, dépassant le cadre national.

Une analyse de
Marie-Paule Jungblut

16

Tiere in der Stadt
Hygieneprobleme im 19. Jahrhundert am Beispiel der privaten Schlachthäuser und der Abdeckereien der Stadt Luxemburg

Eine historische Dokumentation
von Georges Theves



I-VIII

pages intercalées:

Ons Stad Info

- * „e-City“
La ville virtuelle du futur
- * La quatrième Internetstuf
de la Ville de Luxembourg
a ouvert ses portes le 13 avril
- * Le Foyer Hesper Kopp
à Howald: Une prise en charge
jour et nuit des personnes âgées
- * La nouvelle numérotation
téléphonique de la Police
grand-ducale
- * Bibliothèque municipale:
nouvelles acquisitions

21

Fug

„Dee Schwaarze vum Tipp schéisst op d'Raten, wann s't ze bont dreiw. Hien hält se mam Loftgewier kleng, dat huet e gedreitene Laf. Wann se net gläich vreckt sinn, da päifen se ganz hell, da verschwannen s'am Mouer oder se wesse vu Péng net, wuer lafen. Da kënn alt mol eng den Tipp ropgeschoss, bis op d'hallef Héicht. Da schéisst hien no.“

Eng Lëtzebuerger Short-Story
vum Josy Braun

22

Sauberes Trinkwasser für die Stadt Luxemburg

„Die besondere Topographie der Stadt Luxemburg brachte es mit sich, dass ausgerechnet das gutbürgerliche Stadtzentrum in punkto Wasserversorgung am prekärsten dran war. Die Unterstädte verfügten über einen durchfließenden Bach, die Alzette. Allerdings war aus dem einst fischreichen Gewässer mit der Zeit eine trüg dahinfließende Jauche geworden.“ Die Geschichte der Wasserversorgung, recherchiert von Henri Kugener

30

Luxembourg, ville immonde:
L'évacuation des déchets de la vie urbaine sous l'Ancien Régime

„Véritable désastre en cas de crise, l'élimination des rejets de la cité était loin d'être une partie de plaisir en temps normal. Une population civile qu'on peut estimer au 18e siècle à 8000 habitants, une garnison dont l'effectif variait fortement mais pouvait facilement atteindre 6000 personnes sans oublier les inévitables chevaux, vaches, cochons et autres animaux domestiques, produisaient chaque jour une quantité impressionnante de matières fécales et de détrit de tout genre. Comment s'en débarrasser?“

Une documentation
de Guy Thewes

34

„Hutt der keng Mënz?“

„Duerch d'ganz Stad fënnt een se: bei der Gëlle Frau, ënnert dem Knuedler, ënnert dem Cercle, bei der Passerelle, op der Fouerplaz um Glacis. Awer och nach eng Partie Sanisetten stinn dorëmm. Op der Paräisser Plaz, beim Viaduc, zu Märel am Park, an der Péitrus beim Golf an nach op enger Parti Plazen.“

Eng ongewéinlech Reportage
vum Pol Töusch

36

Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Eine Serie von Fanny Beck

37

Stater Chronik

38

Ein Leben für die Bühne

Zum 70. Geburtstag
von Fernand Fox

Ein Porträt von Simone Beck

40

La Collection luxembourgeoise du Musée national d'Histoire et d'Art

Jos Sünnen:
«Der Rappen» (1926)

par Georgette Bisdorff



Ons Stad N° 75 • avril 2004

Périodique édité par
l'administration communale
de la Ville de Luxembourg
paraissant 3 fois par an

Tirage: 44.500 exemplaires
Distribution gratuite
à tous les ménages
de la Ville de Luxembourg
La revue ne peut être vendue.

Conception générale: Henri Beck †
Coordination: René Clesse
Photos: imedia, © Photothèque de la Ville de Luxembourg (Pol Aschman, Batty Fischer, Tony Krier, Théo Mey, Marcel Schroeder)
Layout: Dieter Wagner
Dessins: Serge Weis
Photocomposition: Beffort S.A., Bertrange
Imprimé sur les presses de
l'Imprimerie St-Paul S.A., Luxembourg

Ehrengeneralsekretär Henri Beck † (1923-2004)

Ohne seine Initiative hätte es dieses Stadtmagazin, das seit Juni 1979 regelmäßig dreimal im Jahr erscheint, nie gegeben: Der langjährige Generalsekretär der Gemeinde Luxemburg liebte und kannte seine Heimatstadt wie kein Zweiter, und sowohl ihre Geschichte als auch ihre bauliche und soziale Entwicklung waren ihm derart ans Herz gewachsen, dass er seine profunden Kenntnisse mit allen hauptstädtischen Bürgern teilen wollte.

Ons Stad war von Anfang an eine Zeitschrift, die sich auf unterhaltende, aber niveauvolle und vor allem objektive Art und Weise die zahlreichen historischen, urbanistischen und kulturellen Facetten der Stadt Luxemburg zum Thema gemacht hatte. Das Magazin war parteipolitisch stets streng neutral, und die zahlreichen Mitarbeiter, die in den letzten 25 Jahren Beiträge für *Ons Stad* verfasst haben, kamen aus den verschiedensten weltanschaulichen Richtungen.

Henri Beck ging es stets um die journalistische Qualität der veröffentlichten Artikel und nie um die politische Heimat der Autoren.

„On sème à tout vent“, pflegte er zu sagen, und die Themenpalette war denn auch sehr weit gefächert. In den bisherigen 75 Nummern wurde die Geschichte sämtlicher Stadtviertel in Wort und Bild dokumentiert, es gab Ausgaben, die sich ausschließlich mit Architektur und Urbanismus, mit Ökologie (Wälder, Fahrrad, Abfallwirtschaft), mit Kultur (Musikkonservatorium, Cinémathèque, Photothek, Theater) auseinandersetzten oder mit dem öffentlichen Transport (Eisenbahn, Busse und Trambahn). Wir stellten journalistische Dossiers zusammen über Primärschulen und über die Geschichte des Athenäums, über das Priesterseminar und über die Kathedrale, aber auch über das Judentum und über Synagogen, über den Zweiten Weltkrieg, über städtische Friedhöfe, über Denkmalschutz und über Archäologie.

Henri Becks Lieblingsrubriken waren früher „La ville et ses beautés cachées“ oder „La ville et son passé récent“, die er selber betreute, genau wie viele Jahre lang, zusammen mit seiner Frau Fanny, die Serie über die Bedeutung der hauptstädtischen Straßennamen, die immer noch nicht abgeschlossen ist.

Als die erste Nummer von *Ons Stad* 1979 erschien, war Colette Flesch noch Bürgermeisterin, und Henri Beck war 56 Jahre alt und bekleidete das verantwortungsvolle Amt des Generalsekretärs noch bis zu seinem 65. Geburtstag im Jahre 1988, als er aus Altersgründen in Pension ging. Doch der damalige Schöffenrat unter Bürgermeisterin Lydie Polfer verlieh ihm bei seinem Abschied nicht nur den Ehrentitel seiner Funktionen, sondern vertraute ihm auch nach seinem Ausscheiden aus dem Amt in völliger Unabhängigkeit die Konzeption seiner geliebten *Ons Stad* an.

Bis wenige Wochen vor seinem Tode am vergangenen 4. März hat Henri Beck sich noch Gedanken um die vorliegende Nummer zur Geschichte der öffentlichen Hygiene gemacht. Er verstarb nach kurzer Krankheit in der hauptstädtischen Clinique Ste Thérèse in jenem Garer Viertel, in dem er auch seine Jugendjahre verbracht hatte.



Juni 1979, v. l. n. r.:
Bürgermeisterin Colette Flesch, Henri Beck,
Fred Junck und Henri Neyen mit der
Nummer 1 von *Ons Stad*



◀ 1951: Henri Beck (rechts) als junger Generalsekretär der Stadt Luxemburg. Links im Bild der ehemalige Stadtarchivar Léon Zettinger.

▶ 8. Juli 1986: Großherzog Jean, Bürgermeisterin Lydie Würth-Polfer und Henri Beck anlässlich der Eröffnung der Ausstellung "La Ville et son passé récent"



◀ 1987: Henri Beck mit Schöffe Georges Margue

Ein Leben für die Stadt Luxemburg

Henri Beck erblickte am 28. März 1923 in Hollerich das Licht der Welt, wo er die *Nillesschoul* in der Straßburger Straße besuchte und seine Sekundarstudien anschließend am hauptstädtischen Athenäum absolvierte. Als die Nazis in Luxemburg einrückten, war Henri Beck gerade mal 17 Jahre alt, und seine patriotische Haltung sollte ihn schon bald in große Schwierigkeiten bringen. Nach seiner Festnahme durch die Gestapo kam er ins KZ Hinzert, später in den deutschen Arbeitsdienst und wurde dann in die Wehrmacht zwangsrekrutiert. Er musste in der verhassten Uniform an der russischen Front kämpfen und kehrte erst im Juni 1945 in die Heimat zurück.

Nach dem Krieg studierte er Jura an der „Université Libre de Bruxelles“ und schloss mit einem Dokortitel in den Rechtswissenschaften ab. 1949 trat er bei der Stadt Luxemburg als Generalsekretär die Nachfol-

ge seines Vaters an, der nach der Eingemeindung der Gemeinde Hollerich-Bonneweg auf diesem Posten in die Verwaltung der Hauptstadt überwechselt war.

Henri Beck stand als Generalsekretär – als „*Gemengeskreiwer*“, wie er selbst oft augenzwinkernd sagte – während über 38 Jahren insgesamt fünf Bürgermeistern und 28 Schöffen bei vielen wichtigen Entscheidungen mit Rat und Tat zur Seite.

Unter seine Amtszeit fallen so epochale Verwirklichungen wie der Bau des hauptstädtischen Theaters am Rond-Point Schuman anfangs der sechziger Jahre, des Musikonservatoriums auf dem *Geesseknäppchen* anfangs der achtziger Jahre oder des neuen Merler Friedhofs in der gleichen Zeitspanne. Henri Beck war aber auch maßgeblich beteiligt am Aufbau des *Centre Hospitalier*, am Entstehen des Wohnheimes für ältere Mitbürger im *Konviktskaart*, an der Renovierung des Zivilhospizes in Pfaffenthal, und ohne seinen kulturellen Sachverstand hätte

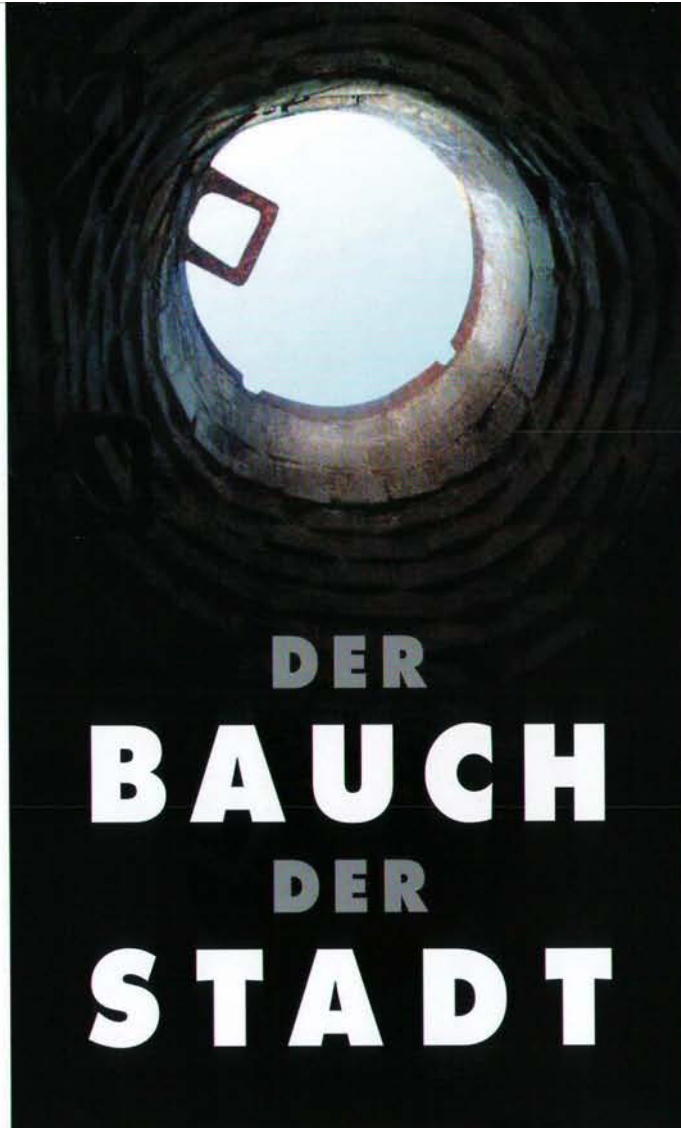
es wohl nicht so schnell eine Stadtbibliothek, eine Cinémathèque, eine Photothek, ein städtisches Geschichtsmuseum und *last but not least* ein Magazin namens *Ons Stad* gegeben.

Die Redaktion trauert um einen guten Freund und einen geradlinigen Menschen, dessen Leben von Schaffenskraft, Weitsicht und großer Kompetenz geprägt war. Seiner Witwe Fanny Beck-Mathékovitsch, seinen zwei Töchtern und zwei Söhnen und der ganzen Familie möchten wir unser herzlichstes Beileid aussprechen.

Wir werden unser Möglichstes tun, die inzwischen 25-jährige *Ons Stad* in seinem Sinne und in seinem Andenken weiterzuführen.

r.cl.

Photothèque de la Ville de Luxembourg



DER BAUCH DER STADT

Wer heute in seinem teuer gestylten Badezimmer die Klosettpülung betätigt, um sein großes oder kleines Geschäft mit bis zu zehn Litern wertvollen Trinkwassers zu entsorgen, der macht sich kaum Gedanken darüber, was danach mit den Fäkalien passiert. Denn die verschwinden wie von Zauberhand im Bauch der Stadt, wo sie durch ein 450 Kilometer langes Kanalsystem zusammen mit anderen Abwässern in die Beggener Kläranlage geleitet werden.

imedia



Nach vielen Jahrhunderten voller Gestank und Epidemien waren die Kanalisationen, die am Ende des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts in den Städten angelegt wurden, ein riesiger zivilisatorischer Fortschritt. In seiner *Kulturgeschichte des Luxemburger Landes* beschreibt Nik. Van Werveke das Straßenbild im Mittelalter und in den darauffolgenden Jahrhunderten wie folgt: „Der Unrat, der sich in den Häusern und Höfen sammelte, wurde einfach auf die Straße geworfen. Ebenso verfuhr man mit dem verendeten Vieh, großem und kleinem. Abtritte gab es kaum; wo nur ein Stall bei einem Hause war, da diente dieser mit dem Misthaufen als solcher. Als dann in den Städten etwas mehr auf Reinlichkeit und auch äußeren Anstand gesehen wurde, als nicht mehr jeder auf offener Straße sich des Inhalts seiner Eingeweide entledigen konnte, sammelte man das Produkt des Tages in Kübeln oder Eimern, dem *Pisspott* und der *Brunzkachel*, wie der Volksmund das Nachtgeschirr nannte, um den Inhalt in Ermangelung eines Abtrittes nachts zum Fenster hinaus zu entleeren. Noch im 18. Jahrhundert muss dieser Brauch bestanden haben, denn eine Ordonnanz des städtischen Gerichts vom 4. Mai 1720 erlaubte jedem dermaßen Begossenen, kurzerhand die Fenster des betreffenden Hauses einzuwerfen.“

Van Werveke fährt fort: „In der Zeit, da die Straßenpflasterung noch nicht bestand und deshalb Wege und Straßen einen großen Teil des Jahres nur sehr schwer oder gar nicht befahrbar und nur mit größter Mühe begehbar waren, muss die Verunreinigung derselben noch größer gewesen sein. Sehr häufig erzählen die mittelalterlichen Schriftsteller, dass man wegen des gewaltigen Schmutzes und Kotes die Straßen kaum benutzen könne, dass der Fußgänger bis über die Knöchel und selbst bis an die Knie im Wust versinke und sogar Reiter Mühe haben, weiterzukommen.“

Im dritten Band der *Baugeschichte der Stadt und Festung Luxemburg* von Jemmy Koltz erfahren wir, dass die hygienische Lage sich erst im 18. Jahrhundert unter der österreichischen Besatzung langsam besserte: „Unter Karl VI. wurde verordnet, dass jedes Haus eine Latrine erhalten müsse. Dann, während der zweiten Franzosenzeit, am 17. Messidor des Jahres 7 (5. Juli 1799) erging die Anordnung, dass es weder bei Tage noch bei Nacht erlaubt sei, sein Bedürfnis in den Straßen der Stadt zu verrichten. (...) Da das Leeren der Latrinen lange Zeit keiner Vorschrift unterworfen war und sich dabei allerlei Missstände eingeschlichen hatten, auch Unfälle vorgekommen waren, so erließ die Stadt am

7. Oktober 1843 ein ausführliches Polizeireglement, durch welches u.a., gleich der Straßenreinigung, ein Unternehmer mit der Entleerung der Gruben der ganzen Stadt betraut wurde.“

Die Entleerung der Latrinen war von der Militärbehörde nur nachts gestattet, von abends acht Uhr bis fünf Uhr morgens.

Am 30. Dezember 1865 bestellte die Stadtverwaltung bei der Trierer Firma *Laeis* zum Preise von 1.144 Talern eine Maschine zum Auspumpen der Latrinen, wozu der Rat am 13. Januar 1866 seine Zustimmung erteilte.

Die ersten Kanalisationen

In seinem überaus lesenswerten Buch *„Pesthauch und Blütenduft – Eine Geschichte des Geruchs“* schreibt Alain Corbin: „Der Sumpf fasziniert; er regt an zu einem kosmologischen Entwurf. Im übelriechenden Schlick vermischen sich gärende pflanzliche Überreste, verfaulte organische Abfälle und das Aas aller unreinen Wesen, das beim Zerfall der Körper übrig bleibt. Zwischen dem Untergrund, der stinkenden Masse, die ihn bedeckt, und dem Wasser

vollzieht sich ein dauernder Austausch von Dämpfen. In dieser Unterwelt, im Schutz der Kruste oder der Haut, die sich über die Oberfläche des flüssigen Morastes zieht, entfalten sich heimlich die Zyklen eines höllischen Lebens. Die Analyse bringt ans Licht, was der Blick nicht einmal ahnen kann, was sich allein durch den Gestank verrät.“

Nach der Schleifung der Festung wurde dem aufstrebenden Bürgertum in der nun offenen Stadt der Gestank definitiv zu arg. In ganz Europa begannen sich die neuen Thesen über die öffentliche Hygiene durchzusetzen. So beschreibt der damalige Direktor des städtischen Hygienedienstes Jules Schaul in der Nummer 6 der *Cahiers Luxembourgeois* von 1934 in seinem Beitrag *L'Hygiène dans nos faubourgs* die Situation in den Unterstädten in jener Zeit wie folgt:

„Le règlement du 18 novembre 1876 concernant la propreté et la salubrité publique est venu défendre notamment les jets, écoulements, dépôts, sur la voie publique, de tous déchets et eaux de ménage et généralement de toutes choses pouvant occasionner des exhalaisons fétides ou malsaines. Les résidus de ménage à conserver dans des baquets ou paniers étaient confiés au tombereau à son passage.



Paris: Reinigungsarbeiten in der Rue Saint Antoine mit Kanalanlage im Querschnitt (1830)

Des esprits éclairés réclamaient, dès cette époque, la construction et l'extension d'une bonne canalisation et d'une épuration convenable des eaux résiduaires, avant leur évacuation dans les cours d'eau, comme le meilleur moyen d'améliorer la salubrité de la ville et, plus spécialement, celle des faubourgs. D'après les constatations faites en 1866 sur l'épidémie cholérique, c'était le voisinage immédiat d'eaux corrompues qui présentait le plus grand danger. Cette question ainsi que celles du curage annuel régulier de l'Alzette, de la suppression des nombreux barrages établis sur le parcours de celle-ci, du manque de lieux d'aisances, de l'usage trop fréquent qu'on faisait (notamment dans les faubourgs) de l'eau de puits pour la cuisson et la boisson, revinrent à l'ordre du jour quand, pendant les années 1883 et 1884, l'invasion du choléra devint de nouveau menaçante. Ce fut à cette époque encore qu'on envisageait, comme moyen efficace d'assainir les faubourgs, la démolition de certaines maisons bordant les ruelles étroites, à l'effet de faire entrer dans celles-ci l'air et le soleil.

Für die Stadt Luxemburg war die Abführung der Regen- und Brauchwässer jahrhundertlang kein Problem gewesen: Man ließ die Abwässer von der Oberstadt einfach zu Tal fließen, wo Petrus und Alzette sie zusammen mit dem Schlick der Unterstädte aufnahmen und sie an kleinen Staudämmen absetzten. Mit dem Resultat, dass es in den *Faubourgs* stank wie in einer Jauchegrube.

Nachdem bereits 1867 in der Oberstadt mit der Konstruktion der ersten Trink-

wasserleitungen begonnen worden war, dachte die Stadtverwaltung um 1880 auch an den Bau einer öffentlichen Kanalisation. Die Verlegung der Rohre erfolgte allerdings anfangs nicht nach einem einheitlichen Konzept, sondern den Bedürfnissen entsprechend, meist unter Benutzung Jahrhunderte alter Abzugskanäle, die in Stein erbaut und meist ziemlich undicht waren. Ein solcher Abfluss verlief zum Beispiel, laut Jemmy Koltz, vom Arsenal und den Piquet-Kasernen kommend, hinter dem Haus und Garten *de Tornaco* entlang zu dem früheren *Hellepull* und mündete dann durch einen gemauerten Schacht ins Petrusstal hinab, wo ihn die berüchtigten, um 1850 erbauten drei Kloaken vor dem „Pastetchen“ aufnahmen. Diese Kloaken waren die eigentlichen Vorläufer der modernen Kläranlagen. Ein weiterer dieser alten Kanäle führte von der Place d'Armes durch die Rue Philippe II ebenfalls in die Kloaken, ein anderer vom alten Franziskanerkloster durch's Jesuitenkolleg über den Niederwall Louis Beck zur Petrus hinab. Aus der Heilig-Geist-Straße und vom Schulberg her flossen die Abwässer durch den Graben vor dem mittleren Grundtor bei der Plättisgasse direkt in die Alzette, und auch der Breitenweg entwässerte sich „automatisch“ in diese Senke. Das Dominikanerkloster sowie ein Teil des Fischmarkts führten ihre Abwässer durch einen gemauerten Kanal hinab ins Tal, während der Rest des Fischmarkts in Richtung *Schéieschlach* durch einen Fallschacht in der Nähe des Spitals entwässert wurde und die Bockbefestigung ihre Regenwässer beiderseits friedlich zu Tal plätschern ließ. Die Neutorkasernen schließlich hatten mit den Kapuzinern zusammen einen Kanal, der über den Niederwall *Chanclos* dem Pfaffenthal zustrebte. Und natürlich hatten auch das Rhamplateau und die Unterstädte primitive Abflüsse, die vor

allem Ratten und anderes Ungeziefer anlockten.

Laut einem Reglement vom 19. August 1892 durften durch diese Kanäle sämtliche Regen- und Brauchwässer geleitet werden, keinesfalls aber Fäkalien. Diese wurden wie eh und je in den Abortgruben entsorgt, deren Inhalt dann durch die *Piffmaschinn* befördert und anschließend der Landwirtschaft zur Verfügung gestellt wurde.

Aber eine Kontrolle war natürlich kaum möglich, und was alles durch die Hausanschlüsse in diese erste primitive Kanalisation und anschließend in die Flüsse sickerte, das konnte man riechen, vor allem an heißen Sommertagen.

Hygienischer Fortschritt

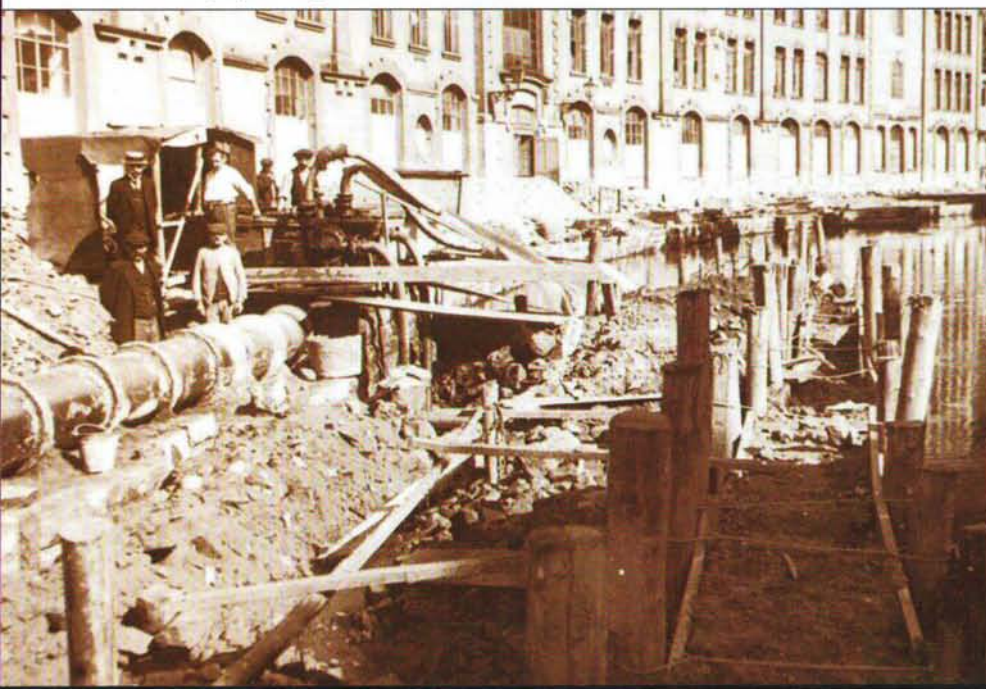
Die stinkenden Bäche und Flüsse schürten den Ärger der Bevölkerung, und im Jahre 1903 wurde durch Beschluss des Generaldirektors der öffentlichen Arbeiten Charles de Waha eine Kommission zum Studium der Abwässerfrage der Stadt Luxemburg und ihrer Vororte, der noch nicht eingemeindeten späteren Stadtteile Hollerich und Eich, ins Leben gerufen. Mitglieder dieser Kommission waren die Herren Fr. Klein, Fischer, Braun, Colbert, Joseph Sax und Dr. Praum. Am 23. Dezember 1905 lieferte die Kommission den Bericht über die Ergebnisse ihrer Untersuchungen ab. Die Herren waren zur Schlussfolgerung gelangt, dass folgende Arbeiten dringend nötig waren:

- Die bestehenden Gesetze und Bestimmungen über die Einleitung der Fabrikabwässer in die Kanäle und Wasserläufe müssten viel nachhaltiger eingehalten werden;
- Die Stauwehre in der Alzette und in der Petrus müssten verschwinden;
- Die Kanalisationsabwässer der Gemeinden Luxemburg und Hollerich sollten nach dem biologischen Oxydationsverfahren vor ihrem Einlauf in den Vorfluter geklärt werden;
- Jede der beiden Gemeinden sollte eine eigene Kläranlage errichten, und zwar im Petrusstal;
- Sowohl Luxemburg als auch Hollerich sollen nach dem Trennsystem neu kanalisiert werden. Die bereits vorhandenen Kanäle sollten als Regenwasserableitungen genutzt werden.

Durch all diese Maßnahmen würde den dringenden hygienischen Übelständen abgeholfen.

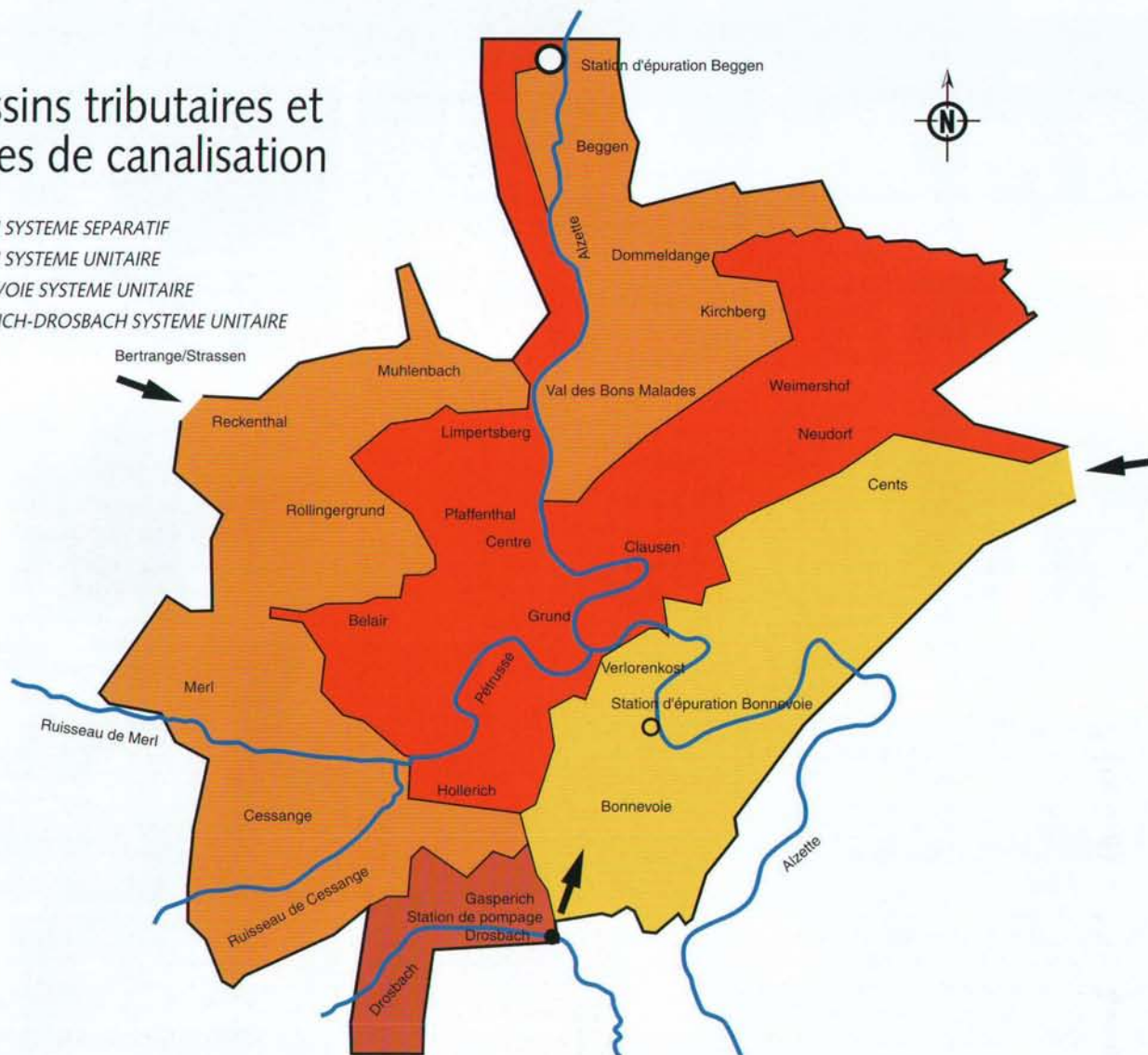
Im März 1906 wurden der Stadtbaurat Höpfner aus Kassel und Dr. Imbeaux aus Nancy gebeten, ein Gutachten zum Kommissionsbericht abzugeben. Die beiden Spezialisten pflichteten dem Bericht nur teilweise bei und meinten, es sei sinnvoll, nur eine Kläranlage zu errichten – und zwar in Beggen – und sämtliche Abwässer von Luxemburg, Hollerich und Eich in einem Hauptsammelkanal dorthin zu leiten.

Verlegung des Hauptsammelkanals längs der Handschuhfabrik in Stadtgrund, mit gleichzeitiger Erbreiterung und Höherlegung des Weges (1920)



Les bassins tributaires et systèmes de canalisation

- BEGGEN SYSTEME SEPARATIF
- BEGGEN SYSTEME UNITAIRE
- BONNEVOIE SYSTEME UNITAIRE
- GASPERICH-DROSBACH SYSTEME UNITAIRE



Avant que les eaux usées arrivent à la station d'épuration, un réseau complexe de conduites est nécessaire pour les rassembler des diverses provenances. Ce réseau s'étend du simple syphon des éviers et des avaloirs dans la rue, aux collecteurs secondaires et principaux, avec leurs ouvrages de décharges et de rétention, pour aboutir finalement aux stations d'épuration et les cours d'eaux récepteurs. Les stations d'épuration ont chacune leur bassin tributaire, aire dont les eaux s'écoulent vers une même station. Selon quartiers, ceux-ci sont munies d'une canalisation unique ou séparée pour les eaux usées et pluviales.

Planungsabteilung des städtischen Kanalamtes,
v.l.n.r.: P. Licker, G. Gorges und C. Beck

imedia



Tägliche Routinearbeiten:
Entleerung der Straßeneinläufe



Arbeiter beim Einstieg in einen Kanalschacht zwecks
Wartungsarbeiten

Begehbare Mischwasserkanalisation
(Mühlenbachsammeler, Rue des Réservoirs), Bild Mitte



Kanalinspektion durch
selbstfahrende Inspektionskamera:
Einbringen des
Kamerawagens
in die Kanalisation



Der Bedienungs-
und Beobachtungsstand
im Inspektionsfahrzeug



Das städtische Kanalamt als Dienstleister:
Fettabscheiderentleerung in Restaurants

Hochdruckdüse zur
Kanalreinigung



Daraufhin erteilte die Regierung der *Allgemeinen Städtereinigungs-Gesellschaft Berlin-Wiesbaden* nach einigen Vorverhandlungen am 3. Januar 1907 den offiziellen Auftrag, ein eingehendes Kanalisationsprojekt für die Stadt Luxemburg und ihre Vororte auszuarbeiten. Es wurde ausgehandelt, dass die Kosten dafür zu gleichen Teilen vom Staat und den beiden Gemeinden Luxemburg und Hollerich zu tragen seien.

Im Jahre 1910 genehmigte die Abgeordnetenversammlung das Projekt, und bereits wenige Monate später begannen die Arbeiten am neuen Sammelkollektor Richtung Beggen. 1911 wurde das Kanalamt der Stadt Luxemburg gegründet.

Die erste Kläranlage in Beggen

Bauführer und Ingenieur B. Massard, der während der sich über viele Jahre hinziehenden Arbeiten an der neuen Kanalisation als rechte Hand des leitenden Stadttechnikers Joseph Sax fungierte, berichtet in der 1938 erschienenen Broschüre „30 Jahre hauptstädtische Kanalisation“ über den Verlauf des gigantischen Projekts:

„Im Gegensatz zu dem Wiesbadener Projekt wurde der Hauptsammelkanal nicht durch die Waschbrunnenstraße in Beggen verlegt. Sein Ursprung liegt vielmehr auf Bereldinger Gebiet. Die Kläranlage selbst, in 200 Meter Entfernung von der Straße, erforderte den Bau eines Zufuhrweges, in dessen Stützmauer der Kanal eingebettet ist. Infolge der zwingenden Notwendigkeit, die Reinigungsanlage möglichst frei von Hochwasser zu halten, hat die Leitung ein sehr schwaches Gefälle und eine geringe Tiefe. (...) Der im Jahre 1911 in Angriff genommene Hauptsammler, dessen Ausführung eine äußerst schwierige und interessante Aufgabe war, folgt der Beggener Straße, dem früheren Lorang'schen Grundstück, dem Gelände hinter der Norbert-Metz-Stiftung längs der Alzette, sowie der Aug.-Laval-Straße. Am Dargentplatz kreuzt der Kanal das Profil des Mühlenbaches.“

Massard beschreibt minutiös jede Phase der Bauarbeiten in den verschiedenen Stadtteilen und natürlich auch die Funktionsweise der erst nach dem Ersten Weltkrieg fertiggestellten und für damalige Verhältnisse überaus modernen mechanischen Kläranlage in Beggen, die ab 1921 funktionierte, und zwar nach dem Prinzip der Vorklärung und anschließenden Schlammbehandlung. Die Anlage war für ein Einzugsgebiet von 40000 Menschen konzipiert, bei einem durchschnittlichen Pro-Kopf-Wasserverbrauch von täglich 100 Litern.

Das System funktionierte wie folgt: Bei der ersten Vorklärung bleiben alle größeren Gegenstände – z. B. Holz, Gewebe, Tierkadaver – in einem so genannten Grobrechen hängen, im anschließenden Feinrechen werden dann Fremdkörper bis etwa Streichholzgröße herausgefiltert. Dann gibt es noch einen Sandfang, in dem schwere Stoffe bis zur Größe kleiner Steinchen zu Boden sinken und anschließend herausgeholt werden. In der eigentlichen Vorklärung (auch mechanische Reinigung genannt) setzen sich im Wasser schwebende Feststoffe am Boden ab und werden als Schlamm aus dem Becken geräumt. Bis in die fünfziger Jahre beschränkte sich die Abwasserreinigung auf diese mechanische Klärung. Daraufhin floss das so gereinigte Wasser zurück in die Alzette.

Bevölkerungswachstum und Umweltverschmutzung

1923 vergrößert sich die Stadt Luxemburg beträchtlich, und zwar durch die Eingemeindung von Hollerich mit den Ortschaften Bonneweg, Gasperich, Cessingen und Merl, von Eich mit den Sektionen Mühlenbach, Dommeldingen, Weimerskirch und Kirchberg sowie der beiden ehemals autonomen Kommunen Rollingergrund und Hamm.

In den dreißiger Jahren werden während der Wirtschaftskrise zahlreiche neue Kanalisationen angelegt, was zur drastischen Verschlechterung der Wasserqualität in der Alzette, dem Mühlenbach, der Petrus, dem Merler Bach, dem Cessinger Bach und dem Drosbach führt. Ab 1935 werden deshalb mehrere kleinere mechanische Kläranlagen gebaut, so in Gasperich, auf Verlorenkost und in Bonneweg. 1939 wird die Beggener Anlage modernisiert und vergrößert, weil der Pro-Kopf-Verbrauch an Wasser inzwischen auf 160 Liter gestiegen ist.

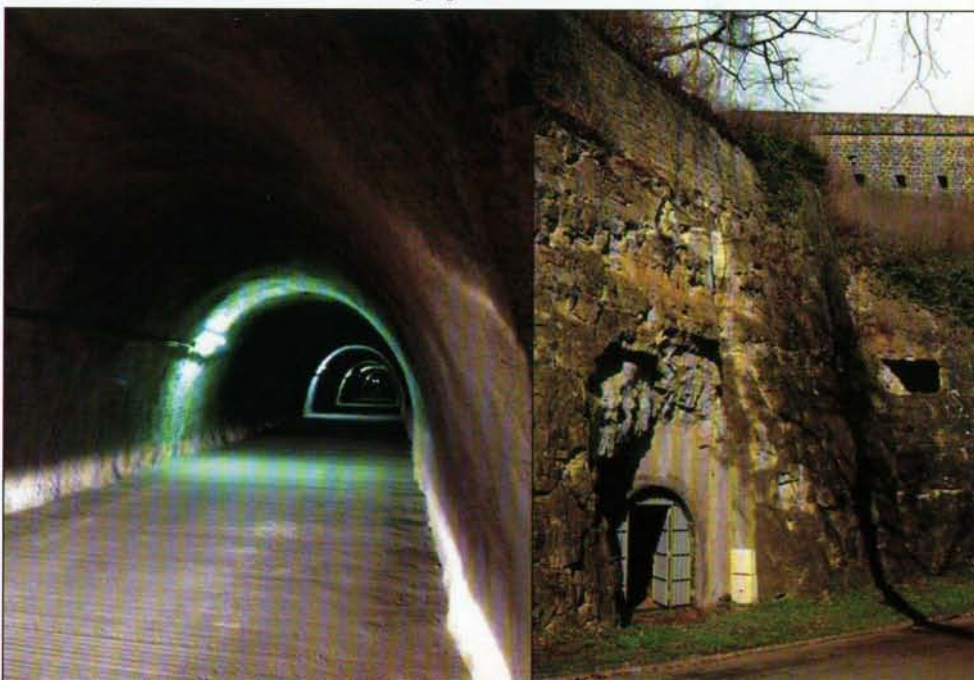
Von 1957 bis 1972 dauern anschließend die Bauarbeiten an einem zweiten Sammelkollektor von Beggen über Eich nach Pfaffenthal und von dort zum Pont Adolphe und über Hollerich nach Helfenterbrück und Cessingen. Der spektakulärste Abschnitt dieses zweiten Kollektors ist wohl der 900 Meter lange begehbare und befahrbare Tunnel, der quer unter der Stadt hindurch von Pfaffenthal bis ins Petrusstal durch die Felsen gebrochen wurde, um die Distanz zwischen Hollerich und Beggen abzukürzen. Der Tunnel wurde zu den Millenariumsfeierlichkeiten im Jahre 1963 mit Unterstützung der Regierung fertiggestellt, weil die Politiker in jenen Zeiten des Kalten Krieges hier – fast 100 Meter unter der Stadt – die Einrichtung eines Atomschutzbunkers für die Bevölkerung geplant hatten. Das Projekt wurde jedoch nie zu Ende geführt, und der Tunnel ist bis heute als Bunker untauglich, weil eine adäquate Belüftungsanlage für eine große Menschenmenge fehlt.

1974: Einweihung der neuen Beggener Kläranlage

Ende der sechziger Jahre wurde begonnen, die bestehenden Kläranlagen von Beggen und Bonneweg konsequent zu vergrößern und dem technischen Fortschritt anzupassen. 1972 wurde die alte Anlage auf Verlorenkost stillgelegt, und die Stadtviertel von Pulvermühl, Cents, Hamm und Verlorenkost wurden an Bonneweg angeschlossen. Gasperich wurde zwei Jahre später mit dem neuen Kollektor der Drosbach verbunden, so dass die Abwässer nun in Hesperingen geklärt werden konnten. Inzwischen wurden allerdings sowohl Gasperich als auch Leudelingen an die Bonneweger Kläranlage angeschlossen.

1974 wurde die neue Kläranlage in Beggen eingeweiht, die nun in der Lage war,

Verbindungstunnel Petrus-Pfaffenthal: Tunneleingang im Petrusstal



KLÄRANLAGE BEGGEN

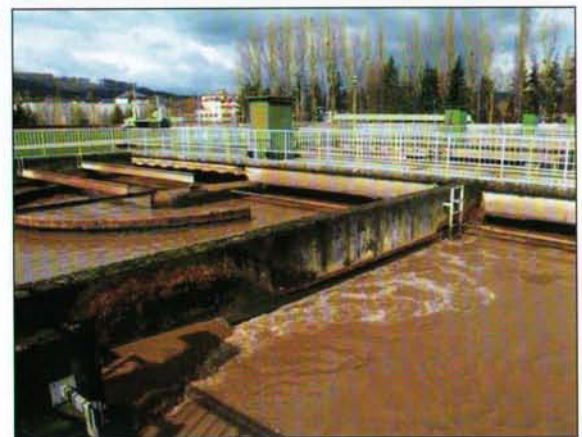
*Tägliche Entnahme einer Abwasserprobe
im Kläranlageneinlauf zur Routinekontrolle*



*Archimedes-Schnecken zur
Anhebung des Abwassers im
Kläranlageneinlauf*



*Blick auf die biologischen
Belebungsbecken*



*Die beiden Faultürme
der Kläranlage Beggen*



Die beiden Nachklärbecken



das Brauchwasser nicht nur mechanisch, sondern danach auch über eine biologische Stufe zu klären.

Diese biologische Reinigung beruht auf dem gezielten Einsatz von spezialisierten Bakterien, die sich in den so genannten Belebungsbecken von gewässerbelastenden Stoffen ernähren: Je nach biochemischem Milieu sind sie in der Lage, Kohlenstoffe, Phosphor und Stickstoff aus dem Abwasser zu entfernen. Phosphor und Stickstoff stammen u. a. aus Waschmitteln, aus landwirtschaftlicher Düngung und aus dem menschlichen Urin. Sie sind Nährstoffe und wirken düngend auf Algen im Gewässer. Deren übermäßiges Wachstum kann den Sauerstoffgehalt stark senken. Wenn der biologische Abbau von Phosphorverbindungen zeitweilig nicht ausreicht, wird der Stoff durch Zugabe chemischer Fällmittel eliminiert. Abwasserbakterien sind die eigentlichen „Klärfacharbeiter“, die sowohl gelöste Kohlenstoffe als auch Phosphor- und Stickstoffverbindungen aus dem Abwasser entfernen. Ähnliche Abbauprozesse finden auch in der Natur statt. In der Kläranlage werden für das Bakterienwachstum optimale Bedingungen geschaffen, um große Abwassermengen schnell zu reinigen. Weil Milliarden von Bakterien das Wasser trüben, sieht es nach der biologischen Reinigung optisch „schmutziger“ aus als vorher. Zum Schluss gibt es noch die Nachklärung, auch Filtration genannt. In der biologischen Stufe haben sich die Bakterien stark vermehrt. In der Nachklärung werden sie als sogenannter Belebtschlamm aus dem Abwasser entfernt.

Aus der Nachklärung gelangt ein Teil des Belebtschlammes aus der biologischen Reinigung – es handelt sich ja um lebende Bakterien – im Kreislauf zurück in die Belebungsbecken. Der biologische Überschussschlamm wird zusammen mit dem Vorklärschlamm im Faulbehälter „ausgefault“, bis er geruchsarm und chemisch-physikalisch stabilisiert ist.

Der Ausfäulungsprozess geht unter Luftabschluss vor sich und erfordert eine konstante Temperatur von etwa 37 Grad. Nach etwa drei Wochen Aufenthaltsdauer hat sich der größte Teil der organischen Bestandteile in anorganisches Material umgewandelt. Die Faulbehälter werden kontinuierlich mit Klärschlamm beschickt und auch das Abpumpen des Schlammes aus dem Behälter ist ein ständiger Prozess.

Das Ausfäulen ist notwendig sowohl für die landwirtschaftliche Verwertung des Schlammes als auch Voraussetzung für die Entwässerung, die der Verwertung vorausgeht.



Regenrückhaltebecken Kräizgrënnchen

Regenwasser

Auch die beste Kläranlage der Welt hat nur eine bestimmte Kapazität. Wenn es beispielsweise tage- und wochenlang stark regnet, ist die Kanalisation dermaßen überlastet, dass die Abwässer in Beggen und anderswo direkt nach der mechanischen Stufe in die Alzette abgeleitet werden müssen, weil es sonst zu Überschwemmungen käme.

Um diesem Problem zu begegnen, war im Wiesbadener Projekt seinerzeit schon in großen Teilen der Stadt ein getrenntes Kanalnetz verlegt worden. Das heißt, dass das Regenwasser nicht zusammen mit dem Brauchwasser entsorgt wurde, sondern über eigene Kollektoren verfügte.

Einzelne Stadtteile erhielten allerdings später, wohl aus Kostengründen, ein gemischtes System, so etwa Bonneweg, Rollingergrund und Mühlenbach. Der Rückgang vom Mischsystem auf das Trennsystem ist nur schwer machbar und daher nicht sinnvoll.

Das Trennsystem wäre perfekt, wenn das Regenwasser nicht auch durch den Abrieb der Reifen auf den Straßen und zahlreiche andere chemische Verbindungen stark belastet wäre. Aber bis heute läuft es

immer noch unbehandelt direkt in die Alzette. Regenwasserklärung ist hier zu Lande aus Kosten- und Prioritätsgründen noch kein Thema.

Um Überschwemmungen von Straßen, Kellern und Häusern vorzubeugen, hat die Gemeinde Luxemburg sowohl im Trenn- als auch im Mischsystem inzwischen vielerorts große Rückhalte- und Überlaufbecken angelegt, die es erlauben, bei starken Regenfällen diese Wassermengen solange zwischenzuspeichern, bis Flüsse und Bäche sie wieder gefahrlos aufnehmen können. In vielen Stadtvierteln sind in Zukunft noch weitere dieser Becken geplant.

Auch die inzwischen dreißig Jahre alte Beggener Kläranlage ist technisch nicht mehr zeitgemäß, weil moderne Anlagen nach der biologischen inzwischen auch eine chemische Stufe besitzen, um weitere Schadstoffe aus den Abwässern zu filtern.

Die Stadt Luxemburg hat dieses Problem längst erkannt, und in Bälde soll die Anlage an den neuesten wissenschaftlichen und ökologischen Stand angepasst werden.

René Clesse

Bau von neuen Anlagen zur Regenwasserrückhaltung und Mischwasserbehandlung: Baustelle Val de Hamm





Tissu décoratif mural,
19^e siècle
(Musée historique
d'Allemagne, Berlin)

LA SANTÉ PUBLIQUE EN EUROPE

Jusqu'ici, les spécialistes ne se sont guère penchés sur l'aspect comparatif de l'histoire de la Santé publique en Europe. On connaît surtout des études concernant les diverses situations nationales. Cela peut d'autant plus surprendre que la crise de la Santé publique est désormais considérée comme touchant tous les pays européens et qu'il ne se passe pas de semaine sans qu'un magazine politique ne s'empare du sujet en annonçant une nouvelle catastrophe. L'article qui suit se propose d'avancer quelques clés qui devraient permettre au lecteur, sur fond de contexte historique, de déchiffrer la problématique – état des lieux et solutions possibles – d'une Santé publique, dépassant le cadre national.

La question de l'hygiène au XIX^e siècle: un problème urbain

Les villes d'Europe n'avaient pas les moyens d'affronter l'explosion démographique consécutive à l'industrialisation du XIX^e siècle. Entre janvier 1806 et l'année 1885, même une petite ville fortifiée comme Luxembourg voit presque doubler sa population qui passe de 9.473 à 18.450 habitants. Dans toutes les villes européennes, on voit se développer des quartiers misérables où une population de travailleurs, quittant les campagnes, vient s'entasser dans des conditions pitoyables pour des salaires de famine. Dans toute l'Europe, le taux de mortalité néonatale et infantile atteint des chiffres préoccupants. Au milieu du XIX^e siècle, dans les villes, seule dépasse l'âge de dix ans la moitié d'une classe d'âge. La densité démographique accrue et la paupérisation confrontent les villes aux problèmes de la pénurie de logement, de l'alimentation précaire, de l'évacuation des déchets et des déjections ainsi que de l'approvisionnement en eau, problèmes que la réglementation inchangée dans les villes ne peut plus permettre de résoudre.

Les grandes épidémies et leur rôle de catalyseur

L'une après l'autre éclatent des épidémies de choléra, de rougeole et de variole qui fauchent des milliers de vie. Prenons par exemple la ville de Luxembourg. Lors de la première épidémie de choléra à l'échelle de

l'Europe qui, traversant la Russie, atteint notre continent en 1830, Luxembourg enregistra 290 cas mortels la première année et 600 en 1832. Lors de l'épidémie de rougeole de 1859, la ville eut à déplorer 560 cas mortels, touchant pour la plupart des enfants. Le choléra de 1866 emporta 252 habitants de la ville, un chiffre qui représente la moitié de tous les décès enregistrés cette année-là. Parmi ces victimes, 195 habitaient dans les faubourgs pauvres situés le long de la rivière.

Ces épidémies meurtrières eurent un effet de catalyseur et amplifièrent les voix insistantes réclamant des réformes susceptibles d'améliorer les conditions de vie des villes. Pour commencer, le gouvernement fédéral prussien de la ville fortifiée de Luxembourg, en accord avec les autorités militaires de la place, prennent les premières mesures ordonnant le cordon sanitaire, la quarantaine et la désinfection. La Prusse, pour son compte, tirant enseignement de l'expérience de l'épidémie de choléra, remanie son système de Santé publique par des ordonnances comme celle du 8 novembre 1835 décrétant la création de commissions sanitaires. En Angleterre, Edwin Chadwick, au lendemain de l'épidémie de choléra de 1842, rédige son *Sanitary Report on the Fifty Largest Towns*, qui fondera les «Health Acts» britanniques. Chadwick met en évidence les liens étroits existant entre le mauvais état de santé des cinquante plus grandes métropoles et la misère du prolétariat industriel.

En Allemagne, le premier texte de Santé publique à l'échelle de l'Empire est édicté en

1874 et porte sur la vaccination obligatoire, à la suite de la terrible épidémie de variole introduite dans le pays par les prisonniers de guerre français en 1871. Plus tard, après l'épidémie de choléra qui sévit à Hambourg en 1892 et 1893, s'engage la discussion qui aboutira à une loi impériale allemande en matière d'épidémies. En France, également en 1871, s'inaugurent dans la société les grands débats politiques qui déboucheront en 1902 sur l'adoption de la «loi sanitaire».

Un tel nombre de morts appelle des solutions

L'effet catalyseur des épidémies est sans doute également dû à l'effrayante confrontation avec la mort à cette échelle, en particulier avec l'épouvante du choléra, qui réveille des peurs ancestrales en chacun des contemporains qui réclament plus d'ouverture en matière de réformes.

Il est certain également que l'État, la ville, les citoyens qui, en temps normal, détournent volontiers leur attention de l'état de santé des pauvres, se tournent désormais avec plus d'insistance vers les questions de la Santé publique en raison des coupes sombres opérées par le fléau dans les rangs des

ouvriers et des soldats. La question de la Santé publique est ressentie de plus en plus fortement comme un problème touchant à l'économie et à la chose militaire dans cette Europe en expansion.

La cité et la bourgeoisie en quête de solutions

La question de l'hygiène se posant avec le plus d'acuité dans les villes et leurs quartiers industriels, c'est aux villes et à la bourgeoisie industrielle libérale que la question se pose plus directement. Les villes s'efforcent de maîtriser les quantités croissantes de déchet, la puanteur et les foyers infectieux dont on soupçonne depuis longtemps la relation à établir entre l'une et les autres. Dans les zones où les tâches se posent, ne tarde pas à apparaître une institutionnalisation de la réponse à apporter. Dès 1847 la ville de Liverpool nomme le premier responsable médical à la Santé. Manchester suit en 1868, Birmingham en 1875. En Allemagne, c'est la ville de Francfort-sur-le-Main qui trace à voie en créant en 1883 le premier poste de Chargé des Affaires sanitaires.



Camille Guérin (1872-1961).
Guérin à mis au point, avec Albert Calmette,
le vaccin B.C.G. contre la tuberculose.
(Musée Pasteur, Paris)

Affiche d'Auguste Leroux, 1918 (Musée Pasteur, Paris)



La bourgeoisie industrielle craint de voir s'effondrer la capacité de travail de sa main-d'œuvre. En outre le profit économique se fonde sur la libre circulation marchande: aussi n'est-il pas dans son intérêt bien compris de voir les épidémies imposer de vastes et contraignants cordons sanitaires. Il n'est donc pas surprenant de voir le «sanitary movement», qui naît en Angleterre dans le même temps que les publications d'Edwin Chadwick, se distancier alors du capitalisme libéral pur et dur. Dans de nombreux pays d'Europe, les industriels sont de bonne heure représentés dans les conseils communaux; de la sorte, l'initiative privée, qui trouve son expression dans les associations bourgeoises, soutient et complète l'action des administrations des villes.

C'est pourquoi il ne faudrait pas surestimer l'aspect philanthropique de l'engagement social de barons de l'acier tel le Luxembourgeois Émile Mayrisch qui, dans son fief industriel, au début du XX^e siècle, s'emploie activement en faveur de la création d'un sanatorium pour tuberculeux. D'abord on ruine la santé des ouvriers, ensuite, bon apôtre, on leur bâtit des établissements de santé.

Étant donné la convergence d'intérêts entre municipalité et bourgeoisie économique, il n'est pas étonnant que l'idéal de santé et d'hygiène propagé parmi les couches inférieures de la société ait pu paraître le fruit de l'idéologie bourgeoise, et la propreté même un moyen de contrôle social. Dans cette injonction à la propreté qui résonnait à travers toute l'Europe, il y avait



Seringue d'après le Dr Emile Roux, vers 1920.
Dr Emile Roux (1853-1933),
directeur après Pasteur de l'Institut
fondé par son maître, mit au point
le premier sérum contre la diphtérie.
(Collection Dr Kugener, Luxembourg)

une très perceptible connotation d'ordre moral. Le sujet «propre» doit en même temps vivre dans la «tempérance», aussi la maladie est-elle présentée comme le châtiment de celui qui vit dans l'immoralité. Lors de l'épidémie de choléra de 1892-1893, à Hambourg, il y eut de notables exemples de mesures disciplinaires. Et la «visiteuse d'hygiène», qui s'imposera en France après la Grande Guerre, incarne l'ingérence intolérable de l'État bourgeois dans la vie privée des pauvres gens.

L'assistance sanitaire offre également au mouvement féministe qui prend alors son essor dans la bourgeoisie, un vaste champ d'activité. Par certaines actions – fondation de crèches, comme la «Crèche de Luxembourg» pour le financement de laquelle elles ont sollicité jusqu'à la Grande-Duchesse, ou encore la «Maison de l'impératrice Auguste-Victoria pour la lutte contre la mortalité des nourrissons dans l'Empire Allemand», inaugurée à Berlin en 1907 – ces militantes convaincues de leur mission cherchent à gagner les couches inférieures de la société à la cause de l'hygiène.

Recherche et réformes

Le lecteur d'aujourd'hui trouvera surprenant que les règlements des années 1830 n'aient prévu contre le choléra que le cordon sanitaire, la quarantaine et la désinfection et que la loi allemande de 1874 sur la vaccination n'ait rendu obligatoire que celle contre la variole.

Mais il faut considérer ces législations à la lumière de l'état des connaissances médicales de l'époque. Certes, en 1835, le gouvernement prussien avait connaissance de l'ouvrage de Johann Peter Frank, *System einer vollständigen medizinischen Polizei* (*Système complet d'une police médicale*). Le médecin avait collecté dans cet ouvrage tout ce qu'on connaissait en matière de Santé publique et en avait tiré des mesures pratiques qu'il publia en dix volumes à partir de 1770. Mais les autorités avaient sans doute pu perdre entre-temps leur confiance aveugle en l'efficacité d'une police sanitaire. Personne à l'époque ne soupçonne l'existence de l'agent pathogène du choléra. John Snow ne publiera qu'en 1854, à Londres, ses

observations sur l'accumulation des cas de choléra à proximité de la pompe de la Broad Street. Et lorsque Robert Koch, en 1884, découvre le *Vibrio cholerae*, la communauté scientifique réfute cette découverte de la bactériologie. C'est bien pourquoi Max von Pettenkofer, lors de l'épidémie de choléra de Hambourg, n'hésita pas à boire un gobelet d'eau contaminée.

Les grands espoirs qu'avaient fondés les responsables de la santé en la vaccination antivariolique furent largement ruinés au cours du XIX^e siècle lorsque des enquêtes permirent de rendre publics des accidents de vaccination. En Allemagne, en France, au Luxembourg, pour ne citer que trois exemples européens, le doute qui envahit les savants se répercuta au parlement dans les débats sur la vaccination obligatoire.

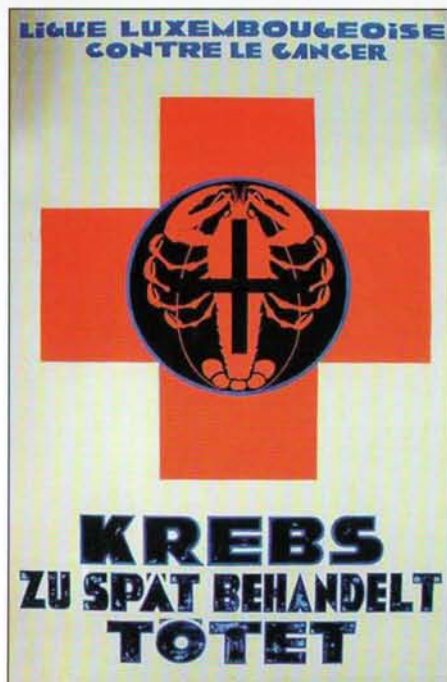
L'Allemagne, avant les autres, se dota d'une législation nationale: la loi sur la vaccination obligatoire dès 1874, la loi impériale sur les épidémies dès 1900. Mais si l'on compare ces deux lois avec les mesures prises, en France en 1902, au Luxembourg en 1906, il saute aux yeux que ces deux pays vont plus loin et que les «lois sanitaires» nationales du premier et les «mesures d'hygiène sociale» du second tiennent compte des derniers acquis de la bactériologie.

Cette différence s'explique par le décalage chronologique de la législation française par rapport à l'allemande. Au moment où la France élabore sa loi, Koch, Lister et Pasteur ont pu confirmer leurs hypothèses. D'autre part, l'expérience a montré que la lutte contre les germes ne permet pas à elle seule d'améliorer durablement la santé publique. Il faut également promouvoir l'assainissement des villes. C'est ce qui conduisit le Luxembourg à s'inspirer du modèle français. Mais s'agissant du débat sur la vaccination, le Luxembourg s'appuie sur l'exemple allemand.

Santé publique et naissance des États nationaux

Il faut le regard extérieur des historio-graphes américains pour présenter comme ils le font l'élaboration de la législation sanitaire européenne comme une démarche «centralisée».

L'historien européen, lui, perçoit au premier coup d'œil les écarts existant d'un pays à l'autre. En Allemagne, l'État-nation n'est chose acquise qu'en 1871. Et l'un des premiers actes de politique sanitaire du jeune État est d'unifier la législation existante en matière de vaccination: l'État de Bavière avait rendu la vaccination obligatoire dès 1807. Il va de soi que cette homogénéisation se base sur l'état des connaissances scientifiques; or l'existence des germes pathogènes ne compte pas encore parmi ces connaissances. Mais l'État allemand quelque résolu que soit sa volonté centralisatrice, doit pourtant tenir compte de l'autonomie qu'ont gar-



dée les différents États, voire certaines villes, et respecter leur seule compétence dans certains domaines. C'est ce que prouve le premier échec d'une tentative, après le choléra de Hambourg, de législation étendue à l'Empire en matière d'épidémie. Les bourgeois de Hambourg s'opposèrent fermement et avec succès à l'ingérence de l'État central. L'Allemagne attendra 1900 pour pouvoir, devenue un Empire colonial, imposer sur tout son territoire une loi élargie contre les épidémies, loi qui concernait principalement des maladies pratiquement disparues en Allemagne comme la lèpre, le choléra, le typhus exanthématique, la fièvre jaune, la peste et la variole. Elle ne mentionnait pas des maladies européennes telle la typhoïde, la diphtérie, les fièvres récurrentes, la dysenterie et la scarlatine. L'État national n'avait pu s'imposer contre la volonté des États autonomes.

En Allemagne, les résultats des travaux bactériologiques de Robert Koch révolutionnent le monde scientifique. Les hygiénistes environnementaux, à la tête desquels on peut placer Max von Pettenkofer, voient la cause des maladies dans l'eau des nappes phréatiques, dans le sol, les foyers domestiques, les vêtements, tous domaines qui traditionnellement tombent sous l'autorité des villes. Il n'est donc pas étonnant de voir Koch chercher un appui auprès du jeune État national placé sous le pouvoir de la Prusse et de son arsenal de politique de la santé. En 1880, il entre au ministère impérial de la Santé (Kaiserliches Gesundheitsamt).

Une étroite collaboration s'ensuit avec les pouvoirs militaires, convaincus depuis longtemps de la portée des travaux de Koch. L'importance que prend la bactériologie fait de la lutte contre la maladie non plus une affaire collective mais un problème privé entre la personne infectée et son médecin traitant. L'État trouve ici une brèche où il peut intervenir sans interférer dans la gestion communale. Ses armes sont les laboratoires qu'il finance partout.

En France est fondé l'Institut Pasteur, que l'État offre au héros national Louis Pas-

teur par le décret de 1887, institut emblématique du progrès scientifique de la nation. L'ère pasteurienne a commencé.

Au Luxembourg, s'inspirant du modèle allemand, un laboratoire d'État est fondé à la charnière des deux siècles. Son premier directeur est Auguste Praum. Or il se trouve que Praum est un élève de l'Institut Pasteur de Paris. Les points forts de la politique de santé de la France sont différents de ceux de l'Allemagne. La question de l'unité nationale ne se pose pas pour la France. C'est plutôt la défaite militaire de 1870 qu'elle vient de subir de la part de la Prusse qui hypothèque lourdement le pays, aux plans économique et moral. On invoque pour expliquer la défaite que les jeunes Français, physiquement, n'avaient pas été suffisamment aguerris. On introduit l'entraînement physique de la jeunesse dans les écoles. On réforme les programmes d'éducation sportive.

L'État, qui, dans le domaine civil, de même que l'État allemand dans celui de la santé, peut difficilement s'immiscer dans les ressorts incombant à l'administration communale, intervient du moins parmi les militaires de carrière de l'armée française. En 1901 les premiers examens radiographiques systématiques sont effectués dans l'armée française. L'Allemagne n'introduit cette mesure qu'en 1931.

Le réseau européen des associations civiques et l'éducation populaire

Depuis la seconde moitié du XIX^e siècle, beaucoup de pays européens ont ceci en commun que l'appareil d'État, s'agissant de mettre en œuvre des réformes, est une machine bien lente. Depuis les premières pétitions réclamant la réforme du système

sanitaire français, en 1871, jusqu'à l'adoption de la « loi sanitaire » de 1902, près de trente ans s'écoulèrent. Concernant la protection sanitaire publique cette lenteur laisse suffisamment de champ à la bourgeoisie libérale pour s'exprimer comme une force motrice en la matière. Les historiens attribuent souvent pour motivation à la bourgeoisie libérale allemande un besoin de compensation. Ne pouvant accéder aux manettes politiques, ces hommes aspirent à des responsabilités bénévoles.

Au Luxembourg, la bourgeoisie a toute possibilité d'agir, tant au niveau de l'État et des communes, que dans des associations, pour promouvoir les réformes de la santé. Il est intéressant de se pencher sur les réseaux d'associations qui voient le jour tout au long du XIX^e siècle dans la bourgeoisie pour promouvoir les réformes, et que l'exemple du Luxembourg illustre particulièrement bien. Après la Première Guerre mondiale, qui avait conduit en France à une très forte recrudescence de la mortalité due à la tuberculose, la lutte contre cette maladie de masse est placée au premier rang des tâches des hygiénistes français qui obtinrent le soutien de la fondation Rockefeller entre 1917 et 1923. Cette fondation privée, marquée par les idées de progrès américaines, finança la création de dispensaires, tels que les avait prévus la loi française d'Hygiène de 1902, ainsi que la promotion, sur le modèle des travailleurs sanitaires américains, les « sanitarians », de la profession d'« assistante de santé ». Cette forme d'action qui préfigurait le métier d'assistante sociale consistait à visiter les foyers pour indiquer aux malades comment se soigner et dispenser aux bien portants une éducation à l'hygiène. Comme la tuberculose était cachée comme une maladie honteuse, la fondation Rockefeller finança une campagne d'information pour briser le mur du silence. C'est dans ce contexte qu'Auguste Leroux dessina l'image de la « visiteuse d'hygiène », qui fut reprise en 1926 par la Ligue anti-tuberculeuse du Luxembourg pour illustrer une affiche de la Loterie Nationale.

À peu près à la même époque, des médecins et des citoyens de progrès, associés au gouvernement et au Conseil communal de la Ville de Luxembourg, font venir à Luxembourg l'exposition itinérante « L'être humain » réalisée par le Musée d'Hygiène de Dresde. On peut y voir les liens qui unissaient à travers l'Europe ces éducateurs du peuple issus de la bourgeoisie.

Marie-Paule Jungblut

Affiche de l'exposition, 1928
(Musée d'Histoire de la Ville de Luxembourg)



Bibliographie:

- Murard, Lion/Zylberman, Patrick: *L'hygiène dans la République. La santé publique en France, ou l'utopie contrariée (1870-1918)*. Paris 1996;
- Rosenberg, Charles E.: *Explaining epidemics and other studies in the history of medicine*. Cambridge 1992;
- Tones, Nancy: *The Gospel of Germs. Men, Women, and the Microbe in American Life*. Cambridge (Massachusetts), London 1998.

Hygieneprobleme
im 19. Jahrhundert
am Beispiel
der privaten Schlachthäuser
und der Abdeckereien
der Stadt Luxemburg



Schweineschlachtung
Stich von J. Louis, 17. Jahrhundert

TIERE IN DER STADT

Seit dem Altertum und bis ins 19. Jahrhundert war die Kontrolle an den lebenden Schlachttieren der wichtigste Beitrag zur Lebensmittelsicherheit beim Fleisch. Sowohl die Bauern als auch die Metzgermeister hatten ziemlich genaue Vorstellungen über das Verhalten eines gesunden Tieres, sie wussten den Mästungsgrad, aber auch Fehler und Anomalien gut einzuschätzen. Dagegen besaßen sie mangelhafte Kenntnisse über die Zusammenhänge von Schäden innerer Organe und deren äußeren Symptomen. Auch war sehr wenig bekannt über die Übertragbarkeit von Tierkrankheiten auf den Menschen. Um eventuellen Gefahren aus dem Wege zu gehen, wurde deshalb das Fleisch aller kranken Tiere für genussuntauglich erklärt. So war es laut Statuten der Metzgerzunft aus dem Jahr 1753 unter Strafe verboten „de vendre ou débiter aucun bétail infecté d'une quelconque maladie“. Außerdem war es den Metzgern streng untersagt, zu junge Tiere (jünger als drei Wochen), verendete oder von wilden Tieren gerissenes Vieh zu zerlegen und zum Verkauf anzubieten (Ostertag, 1895 / Schockmel, 1997 / Theves, 2002). Doch auch nach außen hin gesund erscheinende Tiere konnten mit Abszessen oder Blutergüssen in den Muskeln behaftet sein, welche erst beim Zerlegen sichtbar wurden. Das zum Verzehr geeignete Fleisch wurde nach Aussonderung offensichtlich ungenießbarer Teilstücke entsprechend seiner Marktfähigkeit in vollwertiges oder „Bankwürdiges“ und in minderwertiges oder „Nicht-Bankwürdiges“ unterschieden. Letzteres wurde zu deutlich niedrigen Preisen angeboten. Kam es zur Beschlagnehmung verdorbener Ware, wurde diese meist nicht vernichtet, sondern ungekocht an Waisen und Arme verteilt. So trafen etwaige Lebensmittelvergiftungen besonders die ärmere Bevölkerung.

Das Schlachten innerhalb der Stadtmauern war in den Augen der Bürger die einzig mögliche Garantie der Unschädlichkeit des feilgebotenen Fleisches. Nur wenn die Tiere lebend in die Stadt gebracht wurden, konnte man sich in den Straßen davon überzeugen, dass die Tiere gesund waren, nicht gelitten hatten und folglich auch ein bekömmliches Fleisch liefern würden. Es war folglich auch verboten, Frischfleisch in die Stadt einzuführen und dort zum Verkauf anzubieten, da man nicht genau erkunden konnte, von welchen Tieren

dieses Fleisch stammte. Die Tiere waren an den Stadttoren einer Zwangssteuer unterworfen. Die Stadt hatte mithin ein handfestes ökonomisches Interesse an der Einfuhr des Schlachtviehs. Wenn auch das Treiben der Tiere durch die engen Gassen der Städte manche Unannehmlichkeiten und viel Ärger verursachte, so stellte während Jahrhunderten niemand das meist öffentliche Schlachten in Frage.

Der Verkauf von Frischfleisch war in der Stadt Luxemburg zur Sommerzeit nur während zwei Tagen nach dem Schlachten erlaubt, im Winter konnte das Fleisch drei Tage lang feilgeboten werden. Daraus ergibt sich, dass fast alle zwei Tage Tiere geschlachtet werden mussten.

Die Zahl der Metzger der Stadt Luxemburg blieb in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts ziemlich konstant und lag in etwa bei 33, 1873 bei 56. Die Stadt Luxemburg zählte im Jahr 1801 insgesamt 8382 Einwohner. Diese Zahl stieg kontinuierlich, und 1875 wohnten bereits 15730 Bürger auf dem damaligen Gebiet der Stadt. In den Jahren 1854 bis 1856 wurden durchschnittlich 488 Ochsen, 1442 Kühe, 5448 Kälber, 1528 Schweine und 7256 Schafe pro Jahr in der Stadt geschlachtet (AVL, LU/1, 11, 1263). Mithin wurden pro Woche etwas mehr als 300 Tiere durch die engen Gassen der Festungsstadt, die eine stark bebaute Wohnfläche von etwa 125 ha hatte, zu den Schlachtbänken geführt. Vom 1. August 1871 bis zum 1. August 1872 wurden in den Privatschlachthäusern folgende Tiere geschlachtet: 1622 Stück Großvieh, 4270 Kälber, 9019 Hammel und 2217 Schweine. Sicherlich wurden nicht alle auf Pferde- oder Ochsenkarren zum Metzger gebracht, und man kann sich die durch Kot und Urin verunreinigten Straßen der Stadt an Schlachttagen leicht vorstellen.

Immer mehr Bürger beklagten sich über die schlechte Luft in der Nähe der Metzgereien der Stadt. Sie fürchteten die miasmatischen Ausdünstungen der Schlachträume, der Häutelager und der Abfallgruben. So beschwerte sich 1860 ein Bürger über die „miasmes infectes“ welche dem Häutelager der Metzgerei Bourg am „roten Brunnen“ mitten im Stadtzentrum entströmten. Diese Verwesungsdämpfe würden nicht nur seine Mieter in die Flucht schlagen, sie würden auch seine Gesundheit ernstlich in Gefahr bringen.

(AVL, LU IV/1, 11/169).



© Photothèque de la Ville de Luxembourg

Der Schlachthof Pfaffenthal um 1920

Das Wahrnehmen eines schlechten Geruches bedeutete zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weit mehr als nur ein abstoßendes Empfinden in der Nase. Für den Bürger jener Zeit, die noch immer vom neo-hippokratischen Aerismus des 18. Jahrhunderts geprägt war, verbarg sich hinter dem schlechten Geruch die Hauptursache der meisten übertragbaren Krankheiten. Es bedurfte der grundlegenden Forschungen von Louis Pasteur, Robert Koch und vielen anderen, um in der von Schlachtstätten, Abdeckereien und Latrinen ausströmenden schlechten Luft nicht die alleinige Ursache von Krankheiten zu sehen.

Viele Metzgereien, besonders aber die dazugehörigen meist zu kleinen Schlachtlokale, waren unsauber und unhygienisch, was Myriaden von Fliegen und zahlreiche Ratten anzog. Die als Schlachtstätte genutzten Kellerräume hatten meist keinen Abfluss für Kot und Urin der Schlachttiere, die öfters mehrere Tage dort verbringen mussten. Sämtliche Abfälle wurden auf die Straße geworfen, wo sie dann ein offener Kippkarren abholte, der im Sommer von einem Schwarm begieriger Mücken begleitet war (AVL, LU IV/1, 11, 541). Das am 10. März 1858 vom Gemeinderat verabschiedete Reglement über die Metzgereien sollte eine Reihe von Missständen abschaffen, die bisher und sicherlich auch einige Jahre danach den Privatschlachthäusern der Metzger anhafteten. So durften fortan keine Tiere mehr auf öffentlichen Straßen geschlachtet und dort zerlegt werden. Es war verboten, das Blut und andere Ausleerungen der Schlachttiere in den Rinnstein ablaufen zu lassen. Auch mussten alle Schlachtabfälle täglich in geschlossenen Behältern aus der Stadt

gebracht werden. Es durfte kein Frischfleisch auf dem Wochenmarkt verkauft werden und das Hausieren mit dieser Ware war verboten. Die Einfuhr von frischem Fleisch in die Stadt war nur mittels Gesundheitsbescheinigung vom Tierarzt erlaubt. Dieser musste beglaubigen, dass das Fleisch nicht von verendeten oder wegen ansteckender Krankheit notgeschlachteten Tieren oder von Kälbern stammte, die jünger als drei Wochen waren. Schlussendlich wurde noch hinzugefügt, den Tieren jede unnötige Misshandlung zu ersparen (AVL, LU IV/1, 11, 169).

Die Einwohner der Stadt Luxemburg wollten sich im Laufe der Jahre nicht mehr mit den Unannehmlichkeiten des stadtinternen Schlachtens abfinden. So wurden dann am 9. Mai 1874 die Arbeiten zur Errichtung eines städtischen Schlachthofes außerhalb der Stadtmauern vergeben, nachdem etliche Jahre lang über den besten auszuwählenden Standort kontrovers diskutiert worden war. Am 6. März 1876 wurde im Pfaffenthal, in allernächster Nähe der Alzette, ein neuer Betrieb zum Schlachten der Schweine, Schafe und Kälber eröffnet und am 3. April wurde mit dem

Rembrandt, Federzeichnung





Neugestaltung des Betriebes in Hollerich aufgegeben. Dieser Schlachthof wurde dann am 1. August 1997 aus Rentabilitätsgründen endgültig geschlossen.

Abdeckereien

Zur Zeit der Privatschlachtereien in der Stadt standen den Metzgern Ablageplätze für Knochen und Schlachtabfall innerhalb und außerhalb der Stadtmauern zur Verfügung. Über diesen „Schindkaulen“ lag im Sommer ein penetranter Verwesungsgeruch. Dort wurden nicht nur die Abfälle der Metzgereien abgelagert, sondern dort befanden sich auch die Abdeckereien der Stadt, das heißt die Plätze zur Beseitigung und Ausnutzung der zahlreich anfallenden Tierkadaver. So standen zum Beispiel im Jahre 1857 in den Ställen der Stadt, damals noch eine ge-schlossene Festung, 210 Pferde, 207 Stück Rindvieh, hauptsächlich Milchkühe, etwa 100 Schafe, dazu in den Kellerverschlägen der Hotels und Gastwirtschaften in der Oberstadt, in den niedrigen Ställen der Brauereien und Mühlen der Vorstädte zahlreiche Schweine (AVL, LU IV/1, 11, 168).

Im Jahr 1889 befanden sich im Besitz von Einwohnern einer offenen, erweiterten Gemeinde nach der Schleifung der Festung 275 Pferde, 184 Kühe, 2 Schafe, 99 Schweine und 374 Hunde (AVL, *Bulletin Communal*, 1890). Die Zahl der durch Krankheiten und Unfälle verendeten Tiere konnte mit etwa 1,5% veranschlagt werden. Die Mortalität unter dem Viehbestand konnte natürlich durch Seuchenzüge stark erhöht werden. Aus den vorgenannten Zahlen ergibt sich rein statistisch für die Stadt

Schlachten des Großviehs begonnen. Der Schlachthof war der erste des Landes, und von Anfang an wurde der Gesamtbetrieb durch städtisches Personal vorgenommen. Nach einigen Anlaufschwierigkeiten lernten die Metzgermeister allmählich die Vorteile des modernen Schlachtens zu schätzen. 1902 eröffnete die Gemeinde Hollerich auf ihrem Gebiet ebenfalls einen Schlachthof, der mit allen technischen Errungenschaften der damaligen Zeit ausgestattet war. Dieser Betrieb besaß u.a. die erste Kühlanlage des Landes. 1930 wurden dann die veralteten Anlagen in Pfaffenthal zu Gunsten einer

Hollerich, 1902





Abdeckerei in Paris

(Photothèque des Musées de la Ville de Paris)

Luxemburg ein doch recht geringfügiges Abdeckereiproblem. Ende des Jahres 1857 wurde die Schweinehaltung in der Oberstadt gänzlich untersagt, in den Vorstädten hingegen nur noch während der Wintermonate geduldet. Die Milchversorgung der Stadtbevölkerung wurde ab 1894 vorwiegend durch die neu erbaute „Central-Molkerei“ in der Nähe des Viadukts sichergestellt, deren Einzugsgebiet weit über die Stadt hinausreichte, so dass allmählich die Haltung von Milchvieh in der Stadt aufgegeben wurde. Mit dem Erscheinen der ersten Automobile ab 1895 reduzierte sich

die Pferdehaltung in den folgenden Jahren, abgesehen von einigen schweren Gespannen verschiedener Brauereien, die aber meist aus Prestige Gründen noch etliche Jahre erhalten blieben. Es blieb mithin das leidige Problem der Schlachthausabfälle, die von Jahr zu Jahr zunahm.

1871 wurde ein von der Stadt besoldeter Abdecker ernannt, dem gleichzeitig die Aufsicht über die Entleerungen der Latrinen übertragen wurde. Seine Abdeckerei befand sich jenseits der Stadt auf einer Anhöhe hinter dem so genannten Rhamplateau. Als seine Erben Ende der 1870er Jahre nach dem

Tod des Vaters die Weiterführung der Geschäfte beantragten, wurde dies von der Stadtverwaltung abgelehnt. Niemand wollte einen solchen Wasenplatz in seiner Nähe haben. Die Abdeckereifrage beschäftigte aber weiterhin die Gemeindeväter (AVL, LU IV/1, 11, 171).

Verschiedene Standorte wurden vorgeschlagen, auf einer Anhöhe nordwestlich der Stadt, in einem großen Waldstück etwa 5 km außerhalb der Stadt, dann aber wieder angesichts starker Widerstände seitens der Bevölkerung oder zu langer und zu teurer Anfahrtswege durch verschiedene Gemein-

Hollerich, 1947



© Photothèque de la Ville de Luxembourg

„Mit der Zeit versuchte man nicht nur die Haut der verendeten Tiere zu nutzen, sondern möglichst viele Teile der Kadaver zu verwerten. Die zur Herstellung von Schmierstoffen und zur Seifenproduktion verwertbaren Fette wurden durch stundenlanges Kochen der Kadaver in offenen Kesseln gewonnen.“

den verworfen, bis 1880 die Anschaffung eines Verbrennungsapparates erwogen wurde. Der Stadttierarzt Charles Siegen befürwortete eine solche Anlage, nachdem er diejenige des Schlachthofes von Lüttich besichtigt hatte. Ob es nun zum Bau einer Verbrennungsanlage für Schlachthofabfälle kam, geht nicht aus dem Archivmaterial hervor und ist auch höchst unwahrscheinlich (AVL, LU IV/1, 11, 171). Es ist anzunehmen, dass die Konfiskate weiterhin mit dem Stalldünger vermischt und zum Verkauf angeboten wurden.

Das älteste Verfahren zur Beseitigung der Tierkadaver war die so genannte Aasabdeckerei. Den verendeten Tieren wurde lediglich die wertvolle Haut abgezogen, der restliche Tierkörper aber blieb auf dem „Schindanger“ liegen, zum Fraß aasfressender Tiere, vornehmlich Ratten und Fliegenmaden.

Eine wesentliche Verbesserung der Aasabdeckerei war das Verscharren der abgehäuteten Tierleichen in hinreichend tiefen Gruben. Aber mehr oder weniger weit-

gehende Verunreinigungen des Bodens und des Grundwassers waren nicht selten die unausweichliche Folge. Resistente Sporen von Krankheitserregern konnten über Jahre hinweg in den Gruben infektiös bleiben und waren dann die Ursache von gelegentlichen Ausbrüchen von Milzbrand oder Starrkrampf.

Mit der Zeit versuchte man nicht nur die Haut der verendeten Tiere zu nutzen, sondern möglichst viele Teile der Kadaver zu verwerten. Die zur Herstellung von Schmierstoffen und zur Seifenproduktion verwertbaren Fette wurden durch stundenlanges Kochen der Kadaver in offenen Kesseln gewonnen. Das ausgekochte Fleisch wurde als Hundefutter verkauft oder zur Schweinemast verwendet, die Knochen wurden zu Dünger verarbeitet. Zur Vernichtung der Tierkadaver wurden Verbrennungsöfen verschiedener Größe je nach dem zu verbrennenden Material entwickelt.

Zur rationellen und profitablen Verwertung der Tierkadaver und der Schlachthausabfälle bedurfte es jedoch leistungsfähiger Apparate mit großem Fassungsvermögen. Florent Delacroix (1846-1891), belgischer Tierarzt und Direktor des städtischen Schlachthofes von Antwerpen, ließ 1884 einen doppelwandigen Hochdruckdämpfer bauen, der später in Deutschland als so genannter *Kafilldesinfektor* (*Kafillerei* = Abdeckerei) eine gewisse Verbreitung fand (Ostertag & Moegle, 1940). Die Verarbeitungssysteme erfuhren im Laufe der Jahre wesentliche Verbesserungen zur Gewinnung von Industriefetten, Fleisch- und Knochenmehlen. So ließ 1935 im Schlachthof Hollerich die Metzgerinnung eine Fettschmelze mit elektrischer Knochen- und Fleischmühle erbauen. Zur gleichen Zeit etwa betrieb der Schlachthof in Esch-Alzette ebenfalls eine kleine Fleischmehlfabrik. 1968 wurde eine moderne Zentralabdeckerei mit regelmäßigem Einsammeln der Kadaver ab Hof und der Schlachthofabfälle ab Landmetzgereien und Schlachthöfe errichtet. Seit 1984 arbeitet der „Clos d'équarrissage central“ nur noch als Sammelstelle, von wo aus sämtliche Tierkadaver und Abfälle zu einem belgischen Großbetrieb gebracht werden zwecks Verwertung bzw. Vernichtung im Seuchenfall oder bei BSE-Risikoverdacht (Haefcke, 1906 / Spartz & Bosseler, 1936 / Theves 2001).

Georges Theves

1952

Pol Aschman © Photothèque de la Ville de Luxembourg



Quellen:
Archives de la Ville de Luxembourg (AVL)
Dossiers LU IV/1, 11: 168, 169, 171, 541, 1263.
Bulletin communal de la Ville de Luxembourg,
années 1890.

Fug



© Photothèque de la Ville de Luxembourg

De Mann huet eng Roulotte um Tipp stoen. D'Roulotte ass en ausrangéiert Gefier vun der Bauverwaltung. Dobanne mécht hien sech op sengem Spirituskocher säin Déppche waarm. Dobanne wiermt hien sech, wann et haart kënnt, d'Hänn iwwert engem Aladin. Meeschtens ass hien do-baussen, waart op d'Drecksautoen, déi den Hank of austippen. Hie klëmmt dem Dreck de Rambli of no, huet en Heel, eng Schëpp fir nozehëllefen, heinsdo eng Aaxt, seelen e Reech. Sechs Deeg an der Woch ass hie schwaarz am Gesiicht, onnëtz vun den Hänn ze schwätzen. Seng Fanger leie véiereckeg ëm den Heelestill. Meeschtens brennt et um Tipp; iergendanzwousch stécht en sech ëmmer neessselwer un, och am Wanter. Keng Flamen, eng Gloust, déi déif séffert; en Damp, deen an den Ae bäisst, dee fierchterlech sténkt, deen am Gezei sëtzt, deen ni méi rauszekréien ass. Kee gëtt him d'Hand; d'Chauffere vun den Drecksween klamme guer net raus; Privater, déi tippe kommen, si frou, wann se d'Malle vum Auto zouklake kënnen, aus dem Bulli raus nees um Makadam sinn. Ënnen am Tälli steet Séigras, gëtt vum Wouscht ëmmer nees iwwerschott. Sechs Deeg an der Woch kommen d'Drecks-lawine vun uewe rof. Ënnerem Séigras bruckt Waasser, wéi déif, weess keen; 't mouerzt. Raten.

De Mann, dee lo just d'Malle vun sengem Mercedes zougemaach huet, kuckt nach eng Kéier den Hank rof. Seng véier Kartongskësche leien déif ënnen, si bis an d'Séigras gerullt. Dee Schwaarzen, deen hei den Tipp mécht, ass net an der Géigend. Sécher sëtzt en an der Roulotte Zeitungen ze liesen, déi d'Leit wechgehait hunn. No ënnen an déi Supp klëmmt deen sengerliewen net. A wann, wat wier dann? De Geroch vum Tipp sëtzt him an der Nues, och nach, wéi en déi al Gaardegaloschen am Auto ausdeet; de Gestank sëtzt bis an d'Lammelen. Hie bedreckt de Buedem vum Auto, ob e wëllt oder net. Doheem wäert hien d'Galoschen ee fir allemol wechgeheien. Doheem waarden se. Se musse frou sinn, datt hie

gemaach huet, wat ze maache war. Maache gelooss huet. Deier genuch war et.

Dee Schwaarze vum Tipp schéisst op d'Raten, wann s'et ze bont dreiwien. Hien hält se mam Loftgewier kleng, dat huet e gedréitene Laf. Wann se net gläich vreckt sinn, da päifen se ganz hell, da verschwannen s'am Mouer oder se wësse vu Péng net, wuer lafen. Da kënnt alt mol eng den Tipp ropgeschoss, bis op d'hallef Héicht. Da schéisst hien no. Hien huet der scho mam bloussen Heel erschlon. Haut gesäit hie fir d'drëtt eng bei deene Këschten, ënnen an der Sauerei. Déi leien nach net laang do, hie kennt hei all Quadratmeter, och wann den Tipp all Dag anescht ausgesäit. Déi eng Këscht ass schon hallef an der Supp ersoff. Dorower klëmmt hien net kucken.

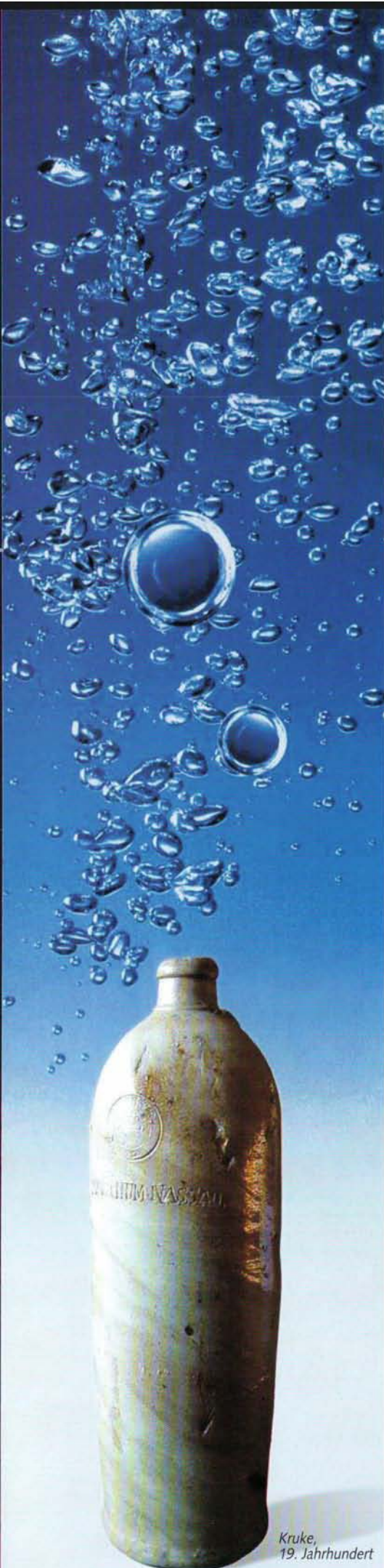
De Mann aus dem Mercedes sëtzt an sengem héije Silo. Wie bei hie wëllt, muss de Wee op den uechtzëngte Stack fannen a gëtt da vun senger Sekretärin ofgefaangen. D'Uriff komme fir d'éischt op där hiren Apparat. Si kënnt bei hie ran. Si ass wäiss am Gesiicht. Si hätt een um Telefon gehat, deen nees séier opgeluecht hätt. Dee wéisst iwwert eng bestëmmte Këscht Bescheed, hätt dee just gesot, si soll dem Här Direkter dat soen. Dee seet näischt, kuckt d'Sekretärin ferm an d'Aen a mengt äiseg, si soll him net mat Verrécktene kommen. Si zitt d'Dier nees hannert sech zou. Dat war dee vum Tipp, geet et dem Mann hannerem grouse Schreifdësch duerch d'Träipen.

Dee vum Tipp steet am hallwen Hank a reift sech d'Ae mat de blousse schwaarze Fangeren. Den Tipp brennt op e puer Plazen. Wann hien nach wéisst, wéi dat méiglech ass. Den Damp kräicht wéi aus dem Buedem raus, wänzelt niddreg iwwert den Dreck. Wéi hien de Kapp hieft, gesäit hien uewen ee stoen. Enzock weess hien, wat lass ass. Hien hat en net gesi kommen, viru Wochen, mat deene Këschten, fir déi d'Raten sech intresséiert hunn. D'Raten haten hien um Enn virwëtzeg gemaach. An enger Këscht war eng zrasen Enveloppe tëschent alen Zeitungen; mat Numm an Adress. An där

Këscht, déi an der Supp louch a schon hallef opgeweecht war, war eppes anesches. Hie klëmmt de rëtschegen Tipp rop, schléit hei an do den Heel an, fir sech ropzezéien. Uewe seet hie kee Wuert. „Wat häss De gär?“, freet deen aneren haart. „Ech weess net, wat Der mengt“, grommelt hie lues a geet laanscht. Deen aneren zitt sech. „Da so, wat s De wëlls!“, rífft deen no. Hien äntwert net. Aus der Roulotte raus gesäit hien de Mercedes fortueren. Sou gesäit dee vun der Adress also aus. 't muss de Papp sinn.

D'Mamm an d'Meedche stinn hannert de Ridoen. En ongewäschene Voyou spadséiert well eng hallef Stonn virum Haus op an of, huet Fassad a Fënsteren am A. „Wann däi Papp hei wier, géif deen e verjoen“, mengt d'Mamm. „De Papp weess bestëmmt, wien et ass“, äntwert d'Meedchen. „Komm vun der Fënster wech“, seet d'Mamm. „Ech muss lo goen“, seet d'Meedchen. Bausent dem Haus bleift hatt um Trottoir laanscht d'Villa. Op där anerer Säit steet deen aneren. En huet d'Hänn an den Täschen. Dee mat den Hänn an den Täschen denkt, dat huet nach keng siwwenzéng. „Déi Kuck!“, denkt d'Meedchen a leeft bal.

Siwe Joer méi spët klammen Hochzäitsgäscht aus dichtege Ween a verschwannen am Bauch vum Hotel-Restaurant. Vun dobannen ass Musek ze héieren. Braut a Bräitchemann verlossen hir wäiss Kutsch. De Papp reeft dem Meedchen seng Schleef fir iwwert de Kräsi. Déi dräi laachen a gi laanscht een, deen se net an Uecht geholl haten. De Papp fiert zesummen, wéi en déi Stëmm hannert sech héiert. „Se hunn den Tipp zougemaach. Ech hu meng Rent. Ech hat de Raten et wechgeholl, deemools!“ D'Meedche leeft d'Trape rop. De Bräitchemann kuckt op de Schwéierpapp. Dee geet der Duechter no. De Bräitchemann steet leng do. Dee Friemen huet sech schonn ëmgedréit.



Kruke,
19. Jahrhundert

Betty Fischer, 1938 © Photothèque de la Ville de Luxembourg



SAUBERES TRINKWASSER für die

Wir wollen uns bei der Problematik der öffentlichen Hygiene an dieser Stelle auf die Trinkwasserversorgung beschränken, da sie europaweit zu den frühesten Stadtreglementen führte.

In Fachkreisen war man sich ab dem 13. Jahrhundert der Bedeutung des Trinkwassers als möglicher Krankheitsursache bewusst. Aegidius Romanus (†1316) brachte dies in seinem um 1277 verfassten *De Regimine principum* bereits klar zum Ausdruck. Es ergab sich aus dieser Beobachtung eine Flut von Ge- und Verboten: Verbot Schuhe, Windeln, Kleider, Kraut usw. am Brunnen zu waschen, Verbot, krankes oder räudiges Vieh dort zu tränken. Überall wurden Pestkranke, regional auch Personen, die lediglich Kontakt mit Pestkranken hatten, von den Brunnen ferngehalten. War ein Tier in den Brunnen gefallen, so musste dieser mittels einer aufwendigen Prozedur gereinigt werden.

Die besondere Topographie der Stadt Luxemburg brachte es mit sich, dass ausgerechnet das gutbürgerliche Stadtzentrum in punkto Wasserversorgung am prekärsten dran war. Die Unterstädte verfügten über einen durchfließenden Bach, die Alzette. Allerdings war aus dem einst fischreichen Gewässer mit der Zeit eine trüg dahinfließende Jauche geworden. Dafür standen ihnen seit alters her mehrere Quellen bzw. Laufbrunnen zur Verfügung.

Die Oberstadt, in der die Leute meist dichtgedrängt beisammen lebten, war deutlich schlechter dran als die Vorstädte. Das Problem des für den Durst und die hygienischen Verrichtungen so wichtigen Wassers war umso schwerer zu lösen, als die Stadt Luxemburg in ihrem Kernbereich, der Oberstadt, über keinerlei Fließgewässer verfügte. Ein kleiner Bach, der früher einmal aus der Gegend des Judentores in Richtung Heiliggeistkloster geflossen war (v. Werveke, S. 54) und im Bereiche der *Onkeschgaass* wohl einen Froschweiher genährt hatte, war schon früh versiegt: spätestens Ende des 14. Jahrhunderts bei der Anlage des Festungsgrabens vor der dritten Ringmauer muss sich der Grundwasserspiegel im Innenraum der dritten Mauer in einer Weise gesenkt haben, dass der Flusslauf austrocknete. Das Wasser floss nun möglicherweise in umgekehrter Richtung und leitete einen Teil des Oberflächen- und Reste des Grundwassers in den Stadtgraben.

So verfügte die Oberstadt ab dem 14. Jahrhundert über kein fließendes Gewässer mehr. Der Graf, die Klöster und einige wenige Bürgerfamilien konnten sich einen Ziehbrunnen ausgraben lassen.

Bis zur Anlage der großen Ziehbrunnen aber muss in der Oberstadt, trotz solch sporadischer Selbsthilfen, ein spürbarer Mangel an frischem Trinkwasser geherrscht haben: möglicherweise ein Grund für die



Stadt Luxemburg

zögerliche Besiedlung des viel zu groß geratenen Stadtgebietes zwischen der zweiten und dritten Ringmauer. Des einen Leid, des andern Freud': die Tagelöhner der Unterstädte schleppten das fehlende Wasser eimerweise in die Oberstadt und verdienen sich auf diese Art als „Waassermann“ eine bescheidene Existenz – ein Grund für die vehementen Proteste der Vorstädtler gegen die Einführung eines zentralen städtischen Rohrleitungsnetzes gegen Ende des 19. Jahrhunderts.

Zustände ab der Renaissance

Dem Beispiel der Römer folgend, die ihre Städte einst mittels aufwendiger Aquadukte mit Wasser versorgt hatten, um Bäder und Brunnen zu speisen, legte man in der Renaissance gesteigerten Wert auf Wasser und auf Sauberkeit. Hinzu kam der mahnende Zeigefinger mancher Ärzte, die auf die Gefahren der Unhygiene hinwiesen.¹ Solange ihre Forderungen nicht statistisch untermauert waren, war mit einer Reaktion der verantwortlichen Gremien in den Stadtverwaltungen nicht zu rechnen. Der große Mathematiker und Kämpfer für den Sozialstaat Condorcet (1743-1794) führte im ausgehenden 18. Jahrhundert die Wahrscheinlichkeitsrechnung in die Studie der sozio-ökonomischen Prozesse ein – offiziellen Eingang in die Medizin fand die

„méthode numérique“ erst mit Pierre Louis (1787-1872).

Die neue, quantitative Betrachtungsweise sollte schon bald in der Medizin eine völlig neue Wissenschaft entstehen lassen, die „Öffentliche Hygiene“ – deren prominentester Verfechter der Arzt Johann Peter Frank (1745-1821) wurde. In seinem 15-bändiges „System einer vollständigen medicinischen Polizey“, welches in den Jahren 1779 bis 1819 veröffentlicht wurde, schlug er ein politisches System vor, in dem die kollektive Hygiene ermutigt wurde und eine polizeiliche Überwachung für die Durchsetzung der behördlichen Maßnahmen sorgte. Erstaunlich ist die Tatsache, dass dieser Aufschwung der Hygiene der Entdeckung der Bakterien vorausseilte. Man wartete nicht die Kenntnis von den Übertragungsmechanismen ab, um dennoch zielgerecht und mit zum Teil erstaunlichem Weitblick zu legiferieren!

Die „Gesundheitspolizey“ von Frank wirkte über die Grenzen hinweg. Im Wälderdepartement stoßen wir unter französischer Herrschaft auf die entsprechenden Bemühungen. 1812 ließ die Verwaltung eine Umfrage erstellen, die auch Fragen der öffentlichen Hygiene betraf. Hören wir die Stellungnahme des Arztes Detten: „Die in der Stadt Echternach insbesondere, aber auch im gantzen Kanton herrschende

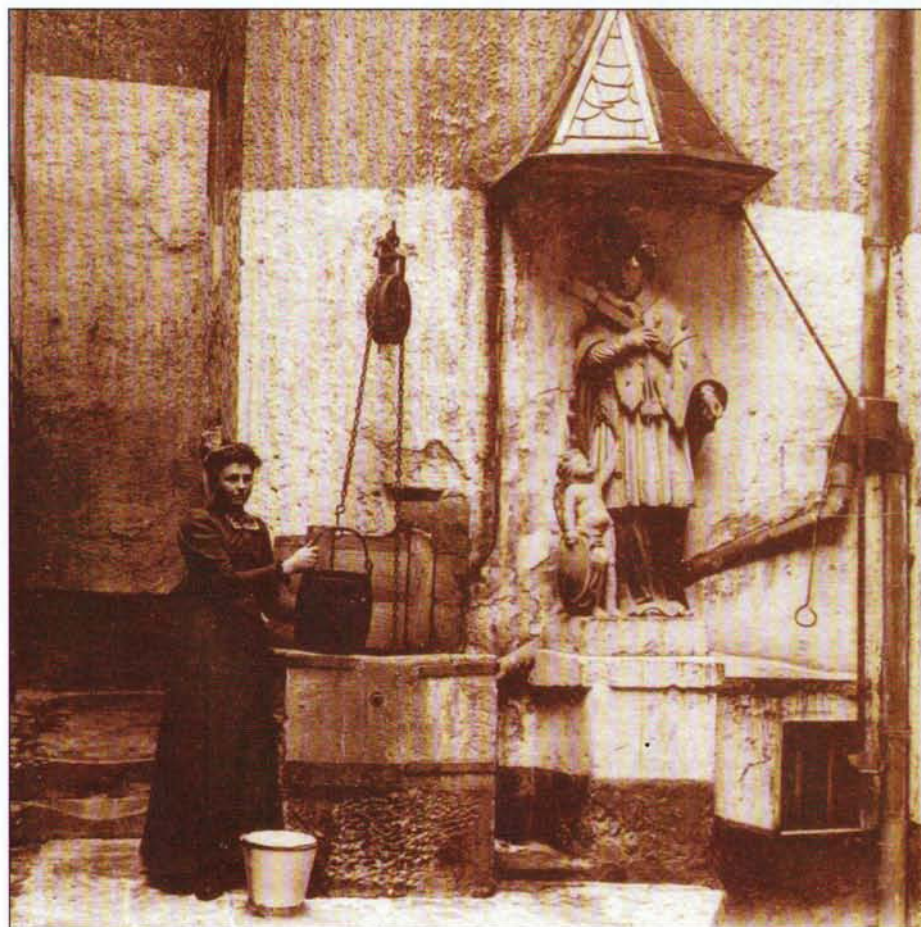
Gewohnheit, ein näheres, schlechtes, mit Leim und Gips oder durch den Gebrauch verunreinigtes Wasser zu trinken und zur Bereitung der Speisen anzuwenden, wenn man auch nur einige Schritte entfernter ein reines Quellwasser haben kann“.

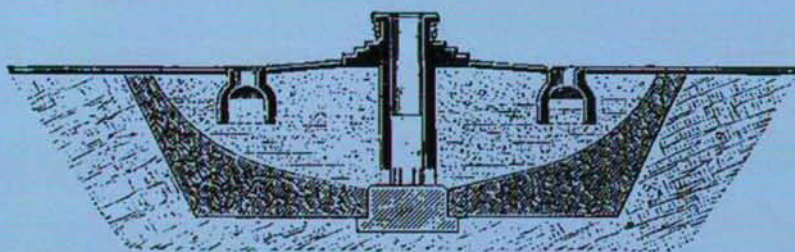
Die Bevölkerung war also wenig bemüht um die Qualität des Trinkwassers. Sorgloser Umgang mit dem Wasser auf dem Lande, wo fast durchgängig Wasser in ausreichender Quantität zur Verfügung stand. Anders die Lage in der Hauptstadt.

Wasser vom Ziehbrunnen

Noch 1684 standen der Bevölkerung in der Oberstadt keine Brunnen zur Verfügung – nur das Schloss auf dem Bockfelsen und zwei Klöster verfügten zu diesem Zeitpunkt über Ziehbrunnen. Erst Vauban ließ drei Brunnen in der Oberstadt graben – allesamt für das Militär reserviert. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts bestanden kleine Ziehbrunnen in der Oberstadt – eine Akte von 1701 (Notar Pierret) erwähnt einen „petit puits“ in der Oberstadt – ein Hinweis möglicherweise dafür, dass es auch einen größeren Brunnen gab. Im 17. Jahrhundert wurden endlich große Brunnen gegraben – allesamt militärische Werke², von denen die normale Bevölkerung nur marginal profitieren konnte; ab 1688 arbeiteten die Franzosen an

Fontaine Saint Nicolas, rue de l'Eau





Venezianische Zisterne.

drei Brunnen in der Oberstadt, die meisten wurden erst unter österreichischer Herrschaft beendet:

1. dem *Rothe*-Brunnen auf dem Platz des Gerichtskreuzes.
2. dem Brunnen am heutigen Paradeplatz
3. dem Brunnen der Neuthorkasernen.

Auch der *Rhambrunnen* lag im militärischen Sperrgebiet. Er wurde von den Österreichern begonnen und 1814 von den Preußen beendet. Für Zivilisten war er nicht zu erreichen.

Über die Qualität des hier geschöpften Wassers liegen uns keine Berichte vor. Da sich auf dem Brunnengrund die Sickerwässer der Stadt mit dem Quellwasser vermischten, rächte sich ohne Zweifel die jahrhundertelange Verschmutzung des Untergrundes dieser Stadt durch Abfälle, die in den Gassen gelegen waren: von einer biologischen Fil-

terwirkung des felsigen Untergrundes konnte bei der Durchtränkung mit organischen Zersetzungsprodukten wohl keine Rede mehr sein.

Wasser aus der Zisterne

Das Trinkwasser für die Oberstadt musste mühevoll aus den Vorstädten herangekarrt werden. Kein Wunder also, wenn die Bevölkerung der Oberstadt vermehrt auf Regenwasser zurückgriff, das in privaten Zisternen aufgefangen wurde.

In Luxemburg verfügte fast jedes Haus über eine derartige Zisterne³, manche klein und bescheiden, andere protzig groß. Schon früh gab es eine städtische Reglementierung der Taubenhaltung, die darauf abzielte, die Regenrinnen und die Zisternen frei von Taubenkot zu lassen:

05.10.1723: „*Deffense de jetter de l'eau ou autre chose dans les rues, de tenir des pigeons, cochons, ordre de construire des latrines en maisons où il n'y en a pas*“.

Auch das Militär nutzte diese Möglichkeit der Wasserstockierung. Die Festungsverwaltung verfügte über Zisternen⁴, so etwa im Inneren der Kasematten, die durch die Entwässerung der Gräben und durch anderes Sickerwasser gespeist wurden, sowie über große Behälter in den Gräben der Außenforts, von wo das Wasser mittels Handschwengelpumpe in einen hochgelegenen kleineren Behälter gedrückt und dann verteilt wurde.

Zur qualitativen Verbesserung wurde das Wasser dieser Zisternen durch geräumige Kalksteinfilter geleitet.⁵ Mit wechselndem Erfolg. Kein Wunder also, wenn aus den Reihen des Militärs Überlegungen laut werden, wie man diese Zisternen optimieren könnte. Im Zisternenwasser fanden sich in der Tat regelmäßig Moose, Federn, Haare „und sogar eine Art kleiner Baumläuse, welche man durch die in die Wasserbehälter geworfenen Kalksteine zu zerstören sucht. Durch diese Verkalkung aber theilt sich anderer Seits dem Wasser ein beißender und brennender Geschmack mit, der durch die in dem Schneewasser befindliche Ätzkraft des Salpeters verstärkt, auf die Gesundheit der Menschen und der Thiere die nachtheiligste Wirkung haben muss, der man die Anlage zu dicken Hälsen bei mehreren jungen Leuten unserer Stadt zuschreiben will“⁶ – der Zusammenhang zwischen Trinkwasser-

qualität und der Entstehung des Kropfes war erkannt, auch wenn die Erklärung über das Schmelzwasser völlig obstrus war.

Ein Ex-Militär empfahl 1822 den Umbau der Zisternen:

„*Vorschlag zur Erhaltung eines geläuterten Cisternenwassers, von J. Chauchet, ehemaligem Capitän des Geniewesens [...] Wer nun noch der Unreinlichkeiten alle gedenkt, welche Vögel, Katzen, Ratten, Mäuse und anderes Unthier auf den Dächern und in den Dachrinnen unaufhörlich absetzt, des feine, ätzenden Staubes, der bei mäßiger Trockenheit aus den Straßen, Gassen und unsaubern Winkeln in die Höhe zieht, und sich auf den Dächern ansetzt; der Tausenden von Insekten und ihrer Eier und unmerklichen Pflanzentheilen, die die Windstöße herbeiführen, welches alles ein wohlthätiger Regen in die Cisternen herabschwemmt, der wird im geringsten nicht zweifeln, dass das Cisternenwasser dadurch unrein, trübe, schlammig, geschmackwidrig, eckelhaft und für die Gesundheit höchst nachtheilig werden müsse.*“⁷

Der Autor betonte, dass die Natur diese natürlichen Abwässer klärt, indem sie durch Erd-, Sand- und Steinschichten gefiltert werden, bevor sie als Quelle zu Tage treten. Um dieses Klärprinzip auf die Zisternen auszudehnen empfahl er Sandfilter, durch die das Regenwasser geläutert werden sollte, noch bevor es in die Zisterne gelangte. Es blieb demnach nur, den Sand und das Rohrsystem ab und zu auszuwaschen.

Herr Chauchet hatte das Pulver nicht gerade erfunden – das Prinzip seiner Sinterkästen war uralt, dennoch war sein Vorschlag gutgemeint. Ob er befolgt wurde steht wiederum auf einem anderen Blatt.

Zeitungs- und Stadtschreiber M.L. Schrobilgen bezog um 1836 ein Haus unterhalb des Bockfelsens – es besaß eine eigene Quelle, und sicherheits halber zusätzlich eine Zisterne. Die Qualität dieses Zisternenwassers betreffend finden wir folgende Aussage:

„*On y puisait une eau où grouillaient des myriades d'animalcules rouges; on le filtra à travers un linge à peu près propre, et l'on ne s'en portait pas plus mal.*“ (Mersch⁸ S. 48).

Die Erinnerungen sind zweifelsohne durch den zeitlichen Abstand verklärt und idealisieren eine bakteriologische Katastrophe zum amüsanten „Filtern von farbigen Tierchen“. Auch unsichtbare „Tierchen“ gab es im Zisternenwasser mehr als genug – viele Häuser der Oberstadt hatten Pferde- und Schweineställe, bakterienbelastetes Sickerwasser aus Misthaufen rundeten das unhygienische Bild ab.



Luxembourg Chapelle de St. Quirin - Greinsbur.

Nels, Luxemburg, Serie 1 No. 78.

Heutzutage kommt das Prinzip des Sand- und Kiesfilters in der Haustechnik nicht mehr zum Einsatz. Diese Filterung hat in der Tat den großen Nachteil, dass sich die zurückgehaltenen Bestandteile durch das durchfließende Regenwasser langsam auflösen und sukzessive in die Zisterne eingetragen werden. Außerdem verhalten sie sich bei höheren Temperaturen wie ein Brutreaktor für Keime jeder Art!⁹

Wasser aus der Flasche

Jahrhundertlang blieb man auf das Regenwasser angewiesen, das man in Zisternen sammelte, und auf Brunnenwasser, das man sich für teures Geld eimerweise von den Quellbrunnen der Vorstädte herbeischaffen ließ. Manch einer aber zog es vor, seinen Flüssigkeitsbedarf mit alkoholischen Getränken zu decken. Koltz (Bd. I, S. 173) meint in der Wasserknappheit der Oberstadt einen Grund zu erkennen für den starken Weinkonsum in der Hauptstadt. Ab dem 18. Jahrhundert kam der Import von natürlichen Mineralwässern hinzu – die Apotheker wussten geschickt das schon teure lokale Angebot durch noch teurere Importe zu ergänzen:

1.3.1787: „quelques bouteilles à eau de Spa à Joseph Mersch (Art. N° 576), 6 Bouteilles

à eau de Spa au Sieur Ensich (Art. N° 636).“ (AEL, Notaire Chr. Barthels, 1787 N° 2).

31.8.1787: „dixhuit cruches de grais à eau minérale à Eve Barthelemy“ (Art. N° 4) (AEL, Notaire Chr. Barthels 1787 N° 5)

Der Apotheker Dargent (Grand'rue 155 in Luxemburg) bot 1852 16 verschiedene Markenwässer an:

„Biresborn, Heppingen, Marienbad, Schwalbach, Selters, Vichy, Ems, Hombourg, Mondorff, Seidlitz, Spa, Fachingen, Kissingen/Ragozzi, Pilna, Seidschütz, Tönisstein und andere mehr.“¹⁰

Wenige Jahre später investierte er gar in eine eigene Apparatur¹¹: „L'acquisition d'une machine à haute pression m'a mis à même d'établir des prix beaucoup inférieurs à ceux auxquels ces produits étaient fournis jusqu'à présent“.

Wasser vom Hydranten

Eine üble Choleraseuche suchte die Stadt 1832 heim mit 213 Toten. 1841 herrschte der Typhus in der Stadt. Im Gefolge dieser Epidemien setzte der Schöffenrat 1845 eine Kommission ein zum Studium der Wasserfrage; am 28.1.1847 beschloss der Schöffenrat einstimmig, einen öffentlichen Wettstreit zur Anlage einer Wasserleitung auszuschreiben. Das einzige



Relikt einer alten Zisterne im hauptstädtischen Geschichtsmuseum

imedia

eingereichte Projekt stammte von einem Herrn De Lenn, der das Wasser aus Garnich in die Stadt leiten wollte – ein äußerst kostspieliges Projekt, das zudem wegen Sicherheitsbedenken von der Festungsverwaltung abgelehnt wurde – im Kriegsfall wäre es für den Feind ein Leichtes gewesen, die Stadt von seinen Quellen abzuschneiden. Man trank weiter dezentral, d.h. aus Eimern und Flaschen!

Als eine neue Epidemie 1865 auf die Stadt zurollte, war die Wasserfrage akuter denn je. Dabei herrschte in Fachkreisen immer noch keine Einigkeit! Auf was sollte man beim Wasser achten. Auf die Keime? Dazu die folgende Bemerkung. 1865 übertrug man dem Arzt und Apotheker Max von Pettenkofer (1818-1901) in München den ersten Lehrstuhl für Hygiene auf deutschem Boden. Seit 1855 hatte er sich mit der Frage der Entstehung von Cholera und Typhus befasst – ausgehend von geologischen Studien und epidemiologischen Erhebungen gelangte er zur Überzeugung, dass es sich bei diesen Erkrankungen um „tellurische“ Phänomene handelte. Er kam zur Schlussfolgerung, dass es nur dann zur Seuche kommen kann, wenn der spezifische Krankheitskeim auf den passenden Bodentyp trifft. Nach Pettenkofer stellten Keime allein somit keine Gefahr dar.

Die Vorgeschichte hatte gelehrt, dass Luxemburg ein durchaus geeigneter Nährboden war für die entsprechenden Keime. Als eine neue Epidemie 1865 auf die Stadt zurollte, beschloss die Stadtverwaltung daher am 4.10.1865 ein „Règlement sur la

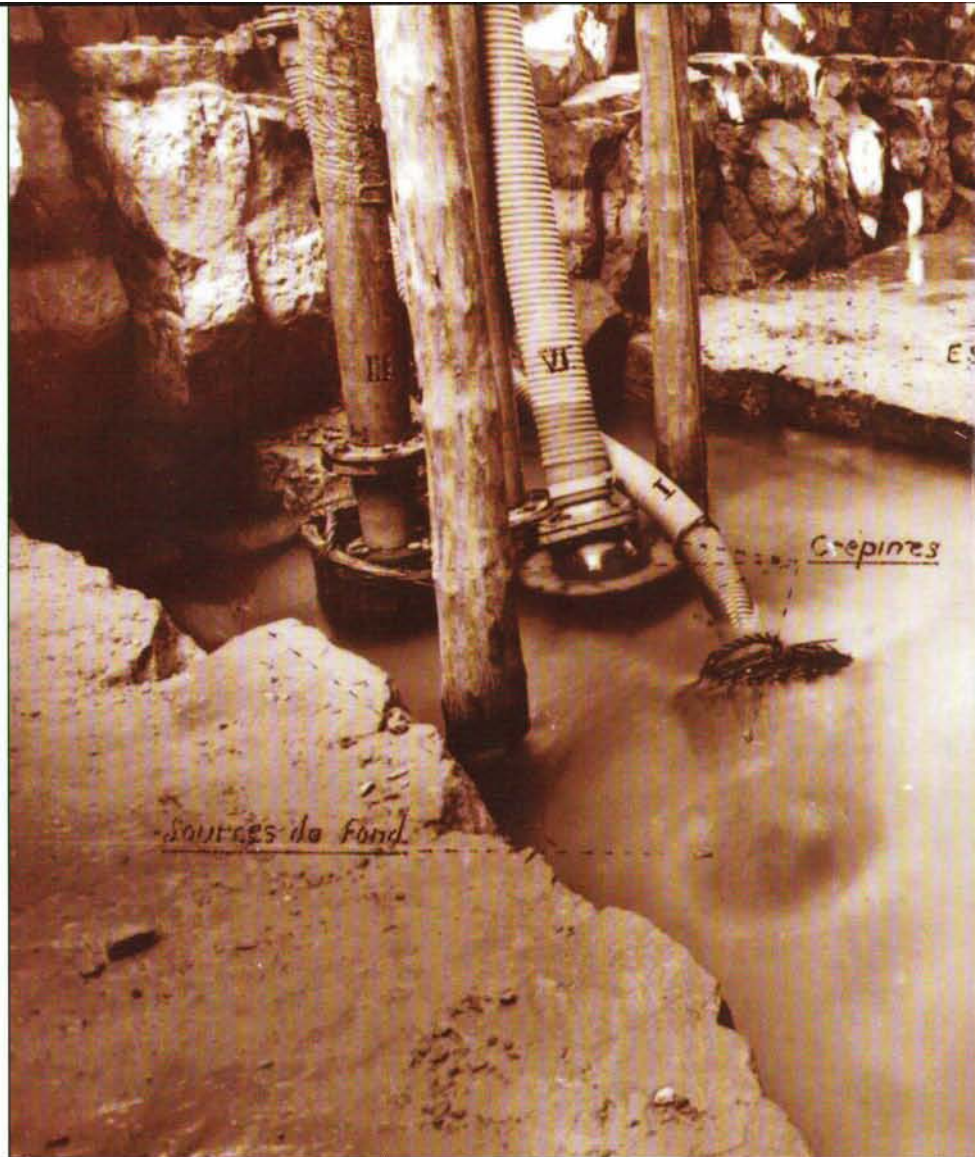


DEATH'S DISPENSARY.

OPEN TO THE POOR, GRATIS, BY PERMISSION OF THE PARISH.

salubrité publique", mit der Gründung von Komitees, deren Aufgabe darin bestand, die erforderlichen hygienischen Zustände zu schaffen, um die Stadt vor der Cholera zu schützen. Die Zeit reichte natürlich bei weitem nicht aus, um Luxemburg mit einem leistungsfähigen Wasserverteilungs- und Abflusssystem auszustatten. Doch wurde man sich der Bedeutung eines solchen Systems nur allzu bewusst, als die Seuche im Sommer 1866 die Stadt überrollte und 252 Todesopfer forderte. Die Arbeit dieser Kommission wurde immer wieder angeführt, wenn später über Stadthygiene diskutiert wurde (Aschmann, *Bull. comm.* 1874 S. 239). In der Tat hatte sie sich von führenden Geologen und Hygienikern beraten lassen und war zu einem praktikablen Ergebnis gekommen: die Neuthorquelle durfte ans Netz!

Mit dem gesteigerten Verlangen der Bevölkerung nach Hygiene stieg der Wasserverbrauch bald gewaltig an, seit den bitteren Erfahrungen mit der Cholera legte man zudem gesteigerten Wert auf hochwertiges Wasser. Noch war Luxemburg eine Festung des Deutschen Bundes und unterlag von daher besonderen Sicherheitskriterien. Die Stadt durfte auf keinen Fall von einer externen Wasserzufuhr abhängig werden, die vom Feind hätte gekappt werden können. Wo also konnte man Wasser innerhalb des Festungsperimeters finden?



Pumpstation auf Kriegelsbur (Pulvermühl), 1938

Wasserturm am Bäderplatz, 1880



Wenn der Südhang des Stadtplateaus einst ein Quellniveau besessen hatte, so waren die Quellen hier sonder Zweifel durch die Anwesenheit des *Hellepull* unbrauchbar als Trinkwasser. Zudem hatten die Festungsingenieure dieses Gelände derart verändert, dass ab dem 18. Jahrhundert von Quellen im Petrusstale keine Rede mehr geht.

Wir haben gesehen, wie seit dem 18. Jahrhundert der westliche Abhang des Limpertsberg als Mistablageplatz genutzt wurde. Die Auslagerung des Nikolausfriedhofes in die gleiche Gegend tat ein Übriges dazu, die Sickerwässer vom westlichen Limpertsberg ungenießbar zu machen.

Blieb der östliche Limpertsberg, mit den Quellen auf der Ostseite des Hochplateaus, d.h. am Fuße des Eicherberges. Die Quellen wurden um 1860 erschlossen, das Wasser in die Oberstadt zum „Bäderplatz“ gepumpt, von wo es in die Badeanstalt in die öffentlichen Zapfsäulen und schließlich in die privaten Haushalte verteilt wurde.

Ein Pumpwerk im Pfaffenthal drückte das Wasser der Eichtorquellen zur Oberstadt – der Plan der Anlage stammte vom Stadtarchitekten Jean-François Eydt und schlummerte seit 1858 in den Schubladen der Verwaltung. Die neue Leitung wurde am 20.9.1866 in Betrieb genommen: 1800 m³/Tag wurden in einen Behälter beim Kavalier Berlainmont hochgepumpt, von wo

aus das Wasser in das städtische Netz abgegeben wurde: jeder konnte es nach Belieben an den öffentlichen Zapfstellen abfüllen – mit einer Einschränkung: die 14 Säulen (Stand 1899) waren nachts abgedreht und öffneten morgens punkt 5 Uhr.

Als man nach dem Abzug der Garnison und der Entmilitarisierung der Stadt endlich auch Wasser von außerhalb des Festungsperimeters in die Stadt leiten durfte, konnte man auf unbelastete Quellen zurückgreifen, u.a. in Kopstal. Dennoch kam es schon 1878 erneut zu einer Typhusepidemie.

Die Wasserfrage führte im Gemeinderat zu einem kuriosen Streit zwischen zwei Ärzten: am 5.12.1874 protestierte der Stadtrat Dr. Edouard Aschmann, der zugleich Präsident des Ärztekollegiums war, vehement gegen die „assertions hasardées“ seines Kollegen Dr. Schmit, der im Großherzoglichen Institut ausgesagt hatte, dass das Leitungswasser der Stadt leicht durch schädliche Substanzen verseucht und dadurch eine Krankheitsursache werden könne für die Stadtbevölkerung¹² und der *Thevesbour* das bessere Wasser liefere...

Der Bericht Aschmanns zeugt von einer gehörigen Portion Naivität und Blauäugigkeit: „Il me reste à vous entretenir sur une erreur dans laquelle versent qq. hygiénistes qui prétendent que la fumure de



© Photothèque de la Ville de Luxembourg

nos terres, principalement avec des engrais liquides peut devenir une cause d'insalubrité pour les sources qui sont alimentées par les eaux filtrées à travers les terres cultivées. Ce serait bien malheureux pour l'agriculteur si, par une pluie survenant après la fumure, ses engrais liquides ou solubles étaient dans le cas d'être entraînés au sein de la terre... heureusement il n'en est rien."

Aschmanns Ausführungen gipfelten im christkatholischen Bekenntnis: „Ainsi le créateur, dans sa sagesse et sa prévoyance infinies, a mis ici comme dans beaucoup d'autres choses terrestres, le remède à côté du mal“.

Leider vernachlässigte der liebe Gott gar allzu häufig seine Schöpfung. Als Ägypten 1883 von der Cholera heimgesucht wurde, vergaß er, das „remède à côté du mal“ zu stellen - die Menschen starben wie die Fliegen. Robert Koch (1843-1910) wies in diesem Jahr den Erreger der Cholera nach - die nun einsetzende „wissenschaftliche“ Behandlung des Themas führte zu einer fast hysterischen Angst der Leute vor Bakterien. Hatten bislang nur Spinnen und Mäuse unsere Hausfrauen aufschreien lassen, so war es nun die viel insidiösere, weniger zu kontrollierende Vorstellung, mit Bakterien konfrontiert zu sein. Immer neue Keime wurden verantwortlich gemacht für Durchfallerkrankungen nach Genuss von unsauberem Wasser:

Salmonellose (Ebert, 1880)

Escherichia (Escherich, 1885)

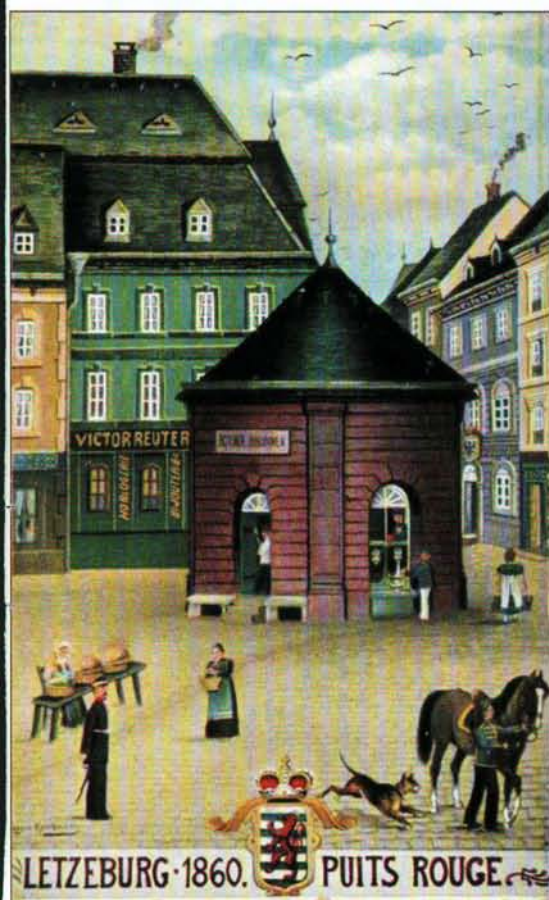
Shigella (Shiga, 1888)

1890 kam es in der Stadt erneut zu einer heftigen Typhusepidemie. Natürlich ließ man unverzüglich die Quellen der Stadt chemisch untersuchen (D'Huart, op.cit. S. 34-35), - dabei stellte sich heraus, dass das Trinkwasser 5.25 „parties d'anhydride azotique“ auf 100 000 Teile enthielt (0.5 bis 1.5 waren international geduldet), ein Wert, den schon 12 Jahre zuvor Prof. Reuter ermittelt hatte. Dieses Resultat belegte die langfristig erhöhte Belastung des Trinkwassers mit organischen Abfällen. Unser Quellwasser war ungenügend gefiltert.

D'Huart, der eigentlich Chemiker war, wurde am 6.6.1890 vom Kantonalarzt Koch beauftragt, auch die bakterielle Belastung zu bestimmen, eine weitere Probe wurde zu Prof. Aschmann, Chemiker, in die Ackerbauschule von Ettelbrück geschickt.¹³ Das Collège médical ließ derweil das Trinkwasser im Ausland untersuchen und beauftragte Prof. Fresenius in Wiesbaden mit einer Analyse - laut Pressebericht stieß der Professor auf Typhusbakterien!¹⁴ Einzelne Stadtväter versuchten das Problem kleinzureden:

„Personne jusqu'à ce jour n'a trouvé le bacille typhogène dans notre eau potable. In ne faut donc pas trop s'effrayer de toute cette microberie [...] Quant aux microbes pathogènes et typhogènes c'est plutôt l'air

Postkarte nach einer Zeichnung von Louis Kuschmann, 20. Jahrhundert



© Musée d'Histoire de la Ville de Luxembourg

que l'eau qui leur sert de véhicule pour entrer dans notre organisme." (Wittenauer am 11.7.1890, Bull.comm. N° 16 1890 S. 163).

Behauptungen eines Laien – Georg Wittenauer war Zivilingenieur! Junge Ärzte wie Adolphe Cary (1858-1901) und François-Valentin Baldauff (1860-1932) waren da ganz anderer Meinung und zögerten keinen Augenblick, mit ihren modernen Vorstellungen vor die Öffentlichkeit zu treten, sehr zum Ärger des Establishment.¹⁵

Sowohl die Neuthorquelle als auch die Eicherthorquelle erwiesen sich als stark mit Bakterien belastet¹⁶: 2.500 Mikroben auf 100 Liter, die vermutlich größtenteils vom Limpertsberger Friedhof stammten – besagte Quellen wurden daraufhin 1892 aufgegeben und ihr Wasser in die Alzette abgeleitet.

„Drei andere Quellen aber, welche im Inneren des Tunnels [er verband die beiden Hauptquellen und führte zu der Pumpe im Turm am Bäderplatz (Anm. d. Redaktion)] ihren Ursprung nahmen, hatten zwar einen starken Salpeter-Gehalt, von Bakterien waren sie jedoch frei.“¹⁷ Sie wurden für die Versorgung der Oberstadt beibehalten.¹⁸

Ein unabhängiges Gutachten der Universität Jena (Prof. A. Gaertner) lag im März 1893 vor – die Ergebnisse des einheimischen Chemikers D'Huart wurden bestätigt – Luxemburg war erwiesenermaßen imstande, selber auf seine Sicherheit zu achten. Diese öffentliche Anerkennung wirkte sich zweifelsohne günstig aus bei der sich aufdrängenden Frage nach einem nationalen Hygieneamt: 1899 wurde vom Parlament ein Laboratorium votiert. Der Bau ging 1908 in Betrieb und unterstand einem Arzt: Dr. August Praum (1870-1928), der das Institut mit viel Geschick und Kompetenz bis zu seinem frühen Tode leitete.

Wasser vom Hahn

Die Stadtbewohner waren sparsame Menschen und machten von den Zapfsäulen eifrig Gebrauch. Dennoch ließen sie ihre Haushalte zunehmend an das Leitungsnetz anschließen. Jährliche Zuwachsraten um die 10% waren gängig:

1872 waren nur 86 Haushalte an das Netz angeschlossen¹⁹; 1899 waren es deren 1180²⁰ – die anfängliche Befürchtung der Stadtväter, die Leute würden sich ausschließlich an den unentgeltlichen Zapfsäulen eindecken und die Kosten für einen privaten Anschluss scheuen²¹, hatte sich demnach nicht bewahrheitet. Ende 1900 waren 25 staatliche und 20 kommunale Gebäude angeschlossen, und von den 4469 Privathaushalten der Stadt (461 „individus isolés“ plus 4008 „ménages de famille“)²² waren schon 1222 angeschlossen (27%).



Innenansicht der Badenanstalt, nach 1930 (Ville de Luxembourg, Service médical des Ecoles)

Epilog

Noch bevor der erste Tropfen aus einer Leitung floss, ging die Phantasie mit einigen Stadtvätern durch, und sie begannen „im nicht vorhandenen Wasser“ zu schwelgen: 1864 wurde an ein öffentliches Bad auf dem Heilig-Geist-Plateau²³ gedacht. Welch eine Wonne, als das Wasser 1866 endlich aus den Hähnen sprudelte und 1875 eine Bade- und Waschanstalt eröffnet wurde.

1900 ließen 14 öffentliche Brunnen ihr Wasser unentgeltlich sprudeln, 42 Rinnen-

spüler sorgten für die Sauberkeit der Straßenrinnen, ein „tonneau d'arrosage“ benetzte die staubigen Straßen im Sommer, es gab 12 „urinoirs publics à chasse d'eau“, 27% der Haushalte hatten fließendes Wasser. Damit hatte die Hauptstadt zu Beginn der „Belle Epoque“ den Anschluss an die große Welt geschafft und war zu einer hygienischen Stadt geworden.

Henri Kugener

¹ Fracastoro, *De contagione et contagiosis morbis curatione*, 1541;

² J.P. Koltz, *Baugeschichte der Stadt und Festung Luxemburg*, Bd. I, 1944, Bd. III, 1951;

³ Paul Margue, *Primum vivere*, in: *Das Leben in der Bundesfestung Luxemburg*, Publication du Musée d'Histoire de la Ville de Luxembourg, S. 432 (zitiert werden die Kindheitserinnerungen von Frau Elise de Gail-Lamort aus: Mersch, *Biographie Nationale* Bd. IV S. 575);

⁴ J.P. Koltz, *Baugeschichte der Stadt und Festung Luxemburg*, 1. Band 1970 S. 542;

⁵ J.P. Koltz, *Archive* S. 98 Nr. 224-231;

⁶ *Luxemburger Wochenblatt* vom 16.2.1822;

⁷ *Luxemburger Wochenblatt* vom 16.2.1822;

⁸ J. Mersch, *Biographie Nationale* Tome I;

⁹ Poerschke-Umwelttechnik /Deutschland. Verbeschriftet Internet 2003;

¹⁰ *Luxemburger Wort* vom 23.5.1852;

¹¹ *Luxemburger Wort* vom 6.6.1858;

¹² Bull. comm. 1874, S. 238-239;

¹³ Bull. comm. 1890 S. 153;

¹⁴ *Luxemburger Wort* 1890. Juni 1890;

¹⁵ Bull. comm. 1890 S. 164;

¹⁶ Bull. comm. 1890 S. 148-154;

¹⁷ *Der Moselbote* vom 6.5.1892;

¹⁸ D'Huart, *L'Eau alimentaire de la Ville de Luxembourg*, in: Bull. comm. 1890;

¹⁹ Bull. comm. 1872. Bericht über den Stand der Gemeindeangelegenheiten S.14;

²⁰ *Rapport administratif pour l'année 1899*, Luxembourg 1900, Bull. comm. 1900 S. 24;

²¹ Bull. comm. 1868 S. 120;

²² *Publications de la Commission permanente de Statistique*, 3e fascicule, *Etat de la population dans le Grand-Duché d'après les résultats du recensement du 1er décembre 1900*, deuxième partie, Luxembourg 1903 S. 74;

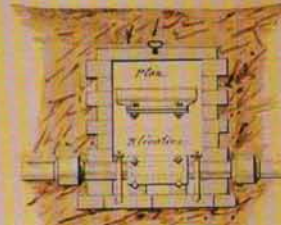
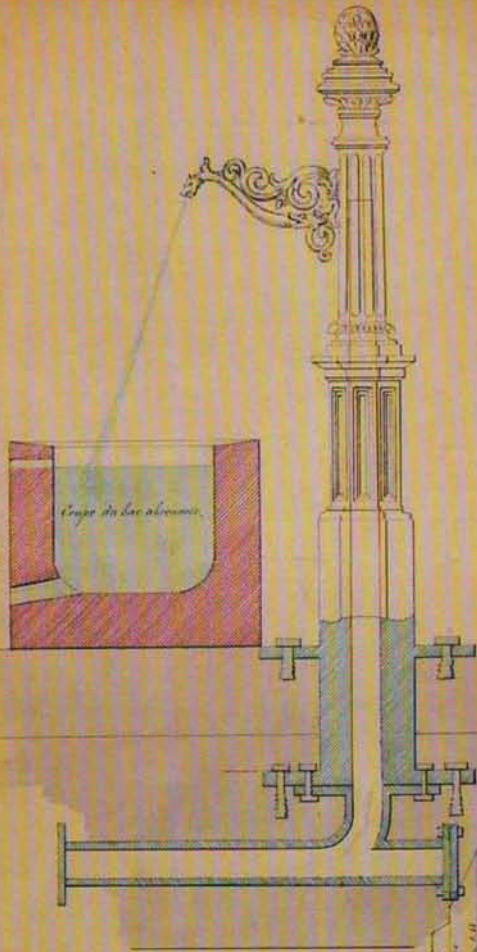
²³ Schöffe Martha, in: Bull. comm. N° 20 (1864) S. 5 vom 11.8.1864.

Projet de construction d'une conduite d'eau à Weymerskirch.

dressé par le conducteur des Chemins
vicinaux soussigné.

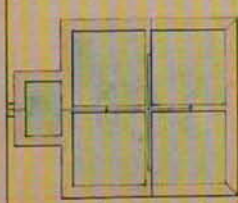
Clausen le 29 Janvier 1869.

Signature



B. Regard de vidange

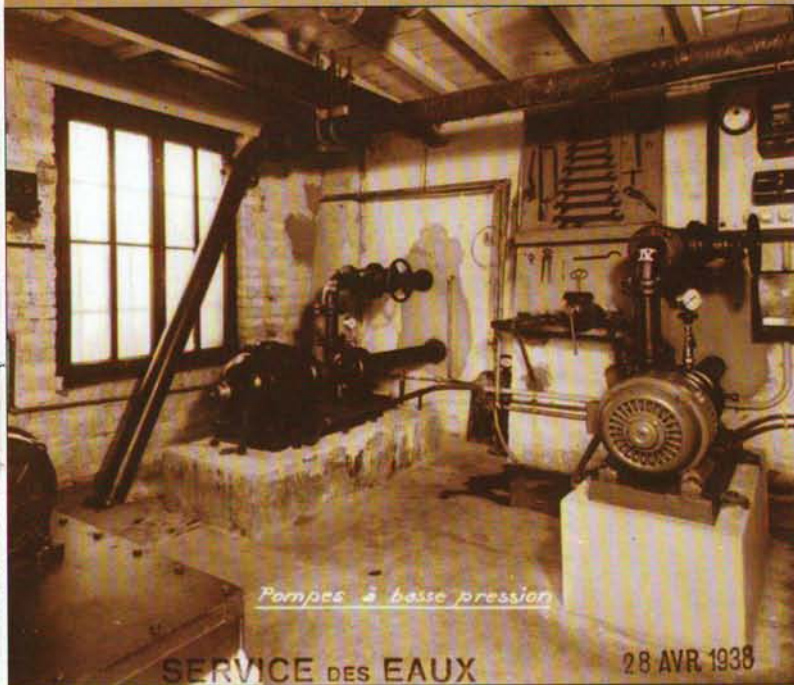
Pente de 0.005 sur 316 mètres.
différence de hauteur 26.86.



Plan de la conduite communal
del. Mecklenburg

la source à presser

Maschinenraum auf Kriegelsbur (Pulvermühl), 1938

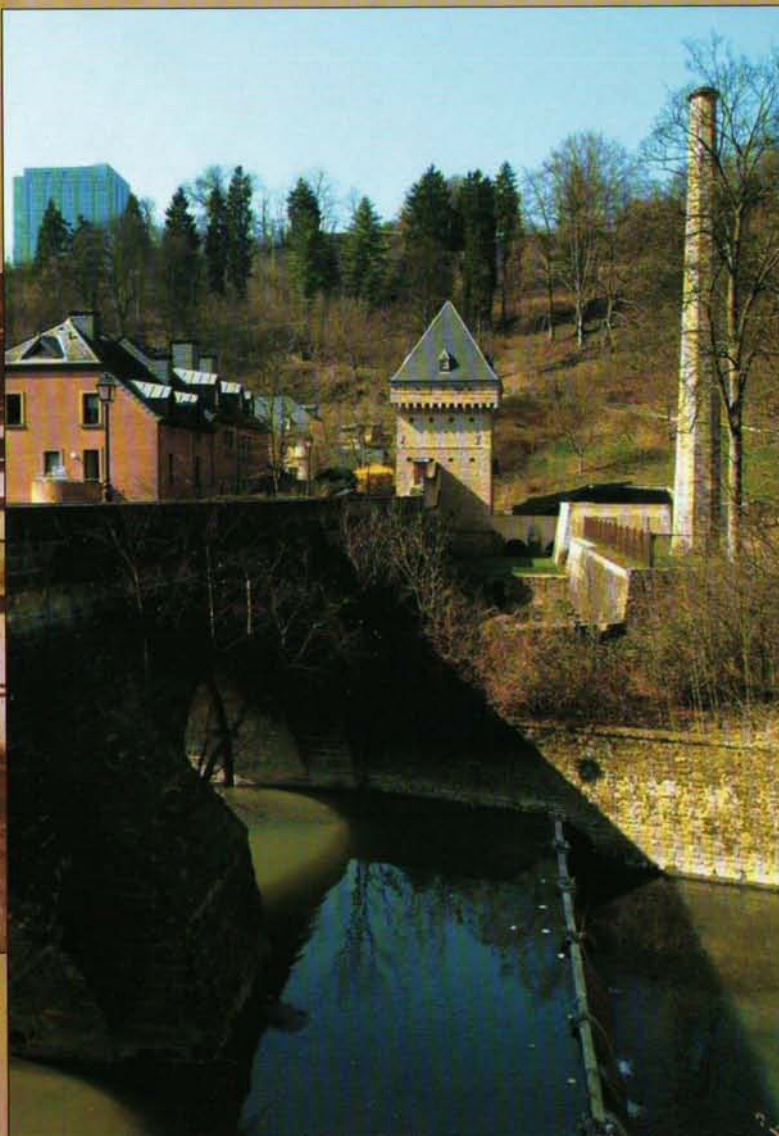


Pompes à basse pression

SERVICE DES EAUX

28 AVR 1938

Ehemalige Pumpstation
in Pfaffenthal



Quand le 4 juin 1684 Vauban entre dans la ville de Luxembourg après 28 jours de siège, il est choqué par la saleté qui s'entasse entre les maisons et les fortifications ruinées par les bombardements. Pris par un sentiment de répugnance, il note dans son carnet que «cette place est toute pleine d'ordures et d'immondices parce qu'il n'y a pas de latrines, celles qui étaient cy-devant ayant été rompues.» L'armée de Louis XIV n'avait pas seulement coupé les assiégés de tout ravitaillement venant de l'extérieur. Elle les avait aussi forcés de vivre pendant des semaines dans leurs propres excréments et déchets, empêchant l'évacuation des immondices hors des murs.



Luxembourg, ville immonde: L'évacuation des déchets de la vie urbaine sous l'Ancien Régime

«Au 18^e siècle une demeure nobiliaire se reconnaît par la quantité de fumier déposé devant sa porte.»

Une ville qui étouffe dans l'ordure

Véritable désastre en cas de crise, l'élimination des rejets de la cité était loin d'être une partie de plaisir en temps normal. Une population civile qu'on peut estimer au 18^e siècle à 8000 habitants, une garnison dont l'effectif variait fortement mais pouvait facilement atteindre 6000 personnes sans oublier les inévitables chevaux, vaches, cochons et autres animaux domestiques, produisaient chaque jour une quantité impressionnante de matières fécales et de débris de tout genre. Comment s'en débarrasser? Depuis que la ville s'était entouré d'un formidable carcan d'enceintes, elle s'isolait littéralement dans l'ordure. Chacun avait la mauvaise habitude de se délester des immondices le plus près possible de chez soi, dans les fosses à fumier des jardins, dans les citernes désaffectées, dans les fossés urbains ou sur les terrains vagues qui cependant deviennent de plus en plus rares à l'intérieur des remparts au fur et à mesure que la densité de la population citadine augmente.

La ville menaçant l'asphyxie, le Magistrat, c.-à-d. l'autorité communale de l'époque, prend des mesures préventives dès le 15^e siècle. Une des premières actions est le nettoyage des rues. Mais ce dernier garde un caractère tout à fait anecdotique. Quand la ville s'apprêtait à recevoir la visite d'un per-

sonnage de marque, il fallait bien désencombrer les axes d'accès et tâcher d'embellir la cité. En mai 1476 on annonce le passage de Marie de Bourgogne à Luxembourg. Aussitôt toutes les ruelles de la ville haute sont nettoyées. 800 voitures sont nécessaires pour évacuer les immondices hors de l'enceinte. Lorsque à la fin de l'année 1540 la ville se prépare à l'arrivée de l'empereur Charles Quint, la grande opération de nettoyage produit 1448 charrettes de déchets.

Au 17^e siècle les épidémies de peste fournissent l'occasion de nettoyer les rues de la ville. En 1636 quand le fléau sévit dans la capitale du duché, le Conseil provincial ordonne au Magistrat d'employer quelqu'un pour enlever les boues et les fumiers susceptibles de répandre le «mauvais air». Ce qui fait peur à cette époque où l'étiologie est encore incertaine, ce sont les émanations putrides des immondices. Jusqu'à la deuxième moitié du 19^e siècle la transmission des maladies infectieuses est expliquée par la théorie des miasmes. Ces derniers sont des poisons qui flottent dans l'air et qui émanent des cadavres d'animaux, des plantes pourrissantes, du sol boueux ou des eaux croupies. Le discours médical ancien confond puanteur et contagion. Les immondices n'incommodent pas seulement l'œil. Elles touchent désormais aussi l'odorat. La merde est dangereuse parce qu'elle pue. Ces réflexions

étiologiques ont amorcé un lent processus de «désodorisation» (Alain Corbin) qui aboutit finalement, après plusieurs siècles d'assainissement et de désinfection, à un environnement désodorisé, le nôtre.

Les débuts d'une police sanitaire plus rigoureuse

Au 17^e puis au 18^e siècles on assiste aux balbutiements d'une police sanitaire qui se fait progressivement plus cohérente et plus régulière. Le 17 décembre 1673 le Magistrat émane un règlement qui prévoit le nettoyage hebdomadaire des quartiers de la ville. D'autres ordonnances vont suivre, souvent des rappels. En 1723 les autorités communales constatent que plusieurs bourgeois «n'ont pas de latrines ou lieux communs dans leurs maisons ou que celles qu'ils y ont sont remplies, jettent nuitamment les ordures sur les rues, qui causent des puanteurs et infections capables à faire naître des maladies.» D'autre part les suppôts du Conseil provincial, c.-à-d. les nobles, les ecclésiastiques et les avocats, prétendent ne pas dépendre du Magistrat et font obstruction contre les règlements municipaux. Ainsi un visiteur étranger passant par les rues de la ville «pouvoit sans difficulté cognoistre les maisons des suppôts du Conseil d'entre celles des bourgeois par la diligence, que fai-



soient cecy pour nettoyer devant leurs maisons, et par les saletés qui restoient devant celles des suppôts, et qui les distinguoient des aultres». Au 18^e siècle une demeure nobiliaire se reconnaît par la quantité de fumier déposé devant sa porte.

L'ordonnance de police pour la ville de Luxembourg du 19 août 1749 marque un net progrès en matière d'hygiène publique, du moins sur le papier. Par ce décret, le Magistrat ordonne à tous les habitants qu'ils soient ecclésiastiques, nobles, militaires ou simples bourgeois, de balayer chaque jour devant leurs habitations et ceci dès huit heures du matin en été respectivement neuf heures en hiver. Les places publiques comme la place d'armes, le marché aux poissons ou la petite place autour du puits rouge sont nettoyées deux fois par semaine par les pauvres de la ville sous la conduite du «maître des pauvres». Lors du balayage quotidien les riverains doivent amonceler les immondices près de leurs maisons et les entasser de manière à ce qu'elles embarrassent le moins possible la circulation. Chaque jour douze voitures de ramassage, bien closes pour que rien ne s'écoule sur la chaussée, passent à travers les rues de la ville. Une clochette avertit les habitants qui apportent alors leurs ordures ménagères, soit en panier soit autrement. Après le passage des éboueurs il est interdit de jeter quoi que ce soit sur la voie publique. Bien entendu il est expressément défendu «de vider pot de chambre puant, ou chaise percée de jour, ou de nuit dans la rue, ni aussi de jeter par les fenêtres aucune eau claire, ou puante, ni ordure, ni la moindre chose, sous quel prétexte que ce puisse être, à peine de deux florins d'or d'amende, qui sera doublé si la contravention arrive nuitamment après le soleil couché». Le but visé est «la propreté des rues» qui est considérée comme «une partie essentielle de la bonne police, surtout dans une ville aussi peuplée que l'est celle-ci».

Si on croit le règlement du 19 août 1749, Luxembourg était une des villes les plus propres du siècle des Lumières. Mais comme pour tout texte de loi on peut se demander s'il a été effectivement appliqué par les autorités et observé par les habitants. Déjà en 1756 le Conseil provincial, le tribunal doit demander sa republication car tout le monde a l'air d'ignorer son contenu. D'autre part le caractère répressif du règlement et le montant élevé des amendes qu'il inflige, semblent indiquer que la propreté n'est pas encore entrée dans les manières de tous les Luxembourgeois. Sans doutes à Luxembourg comme dans d'autres villes du 18^e siècle, les piétons continuent de raser les murs de peur de recevoir le liquide fétide d'un vase de nuit expédié par la fenêtre et «tiennent le haut du pavé» pour ne pas marcher dans la fange nauséabonde qui s'étale au milieu de la chaussée.

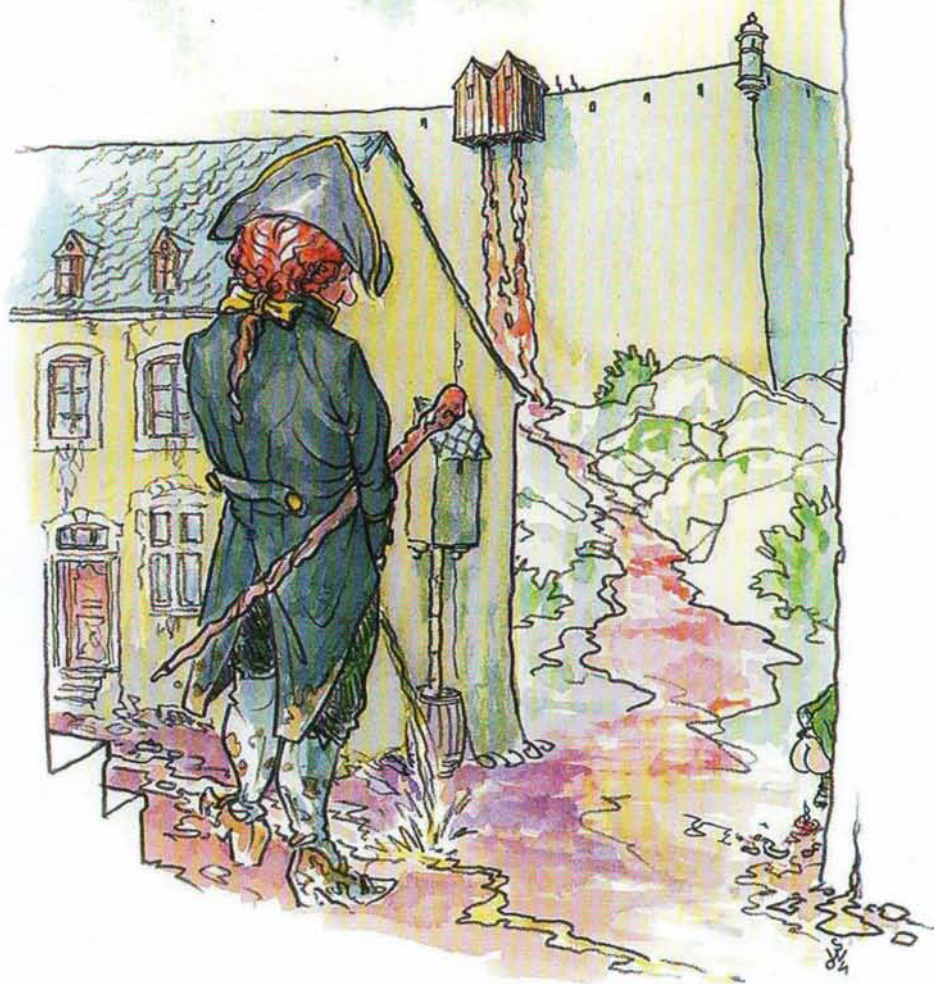
Au 17^e siècle pisser en pleine rue semble une pratique tellement répandue et si peu choquante que des peintres comme David Teniers ou Adrian Brouwer n'ont pas hésité à reproduire la scène dans leurs oeuvres. Cependant au siècle suivant, on assiste à un abaissement du seuil de tolérance. Les mœurs s'affinent. On s'efforce désormais de



cache les besoins incommodants et de protéger les citoyens d'impressions par trop rebutantes. L'excrément humain tout comme l'ordure ménagère est en quelque sorte privatisée. Ils sont tous les deux bannis de la rue. Le règlement de 1749 interdit d'uriner sur la voie publique sous peine d'amende. En cas de besoin le bourgeois doit se retirer dans les latrines dont l'aménagement avait été imposé aux propriétaires des maisons par une ordonnance de 1723. Quant aux soldats, ils utilisent des cabines en bois suspendues aux remparts comme des guérites. Les vidanges tombent directement dans le fossé d'où le surnom de «Mauerschässer» donné aux hommes de la troupe.

Une affaire d'Etat autour d'un cabinet

En 1786 la construction de latrines en plein centre sur la place d'Armes dégénère en affaire d'Etat. L'année précédente le commandant de la forteresse, le lieutenant général baron de Bender, avait exigé l'aménagement d'un lieu d'aisances à proximité de la Grande Garde. Faute d'un équipement approprié les soldats en faction profitaient pour «se retirer avec la plus grande indécence sur le rempart de la forteresse au risque de la désertion et d'une infinité d'autres inconvénients». D'aucuns abusaient apparem-



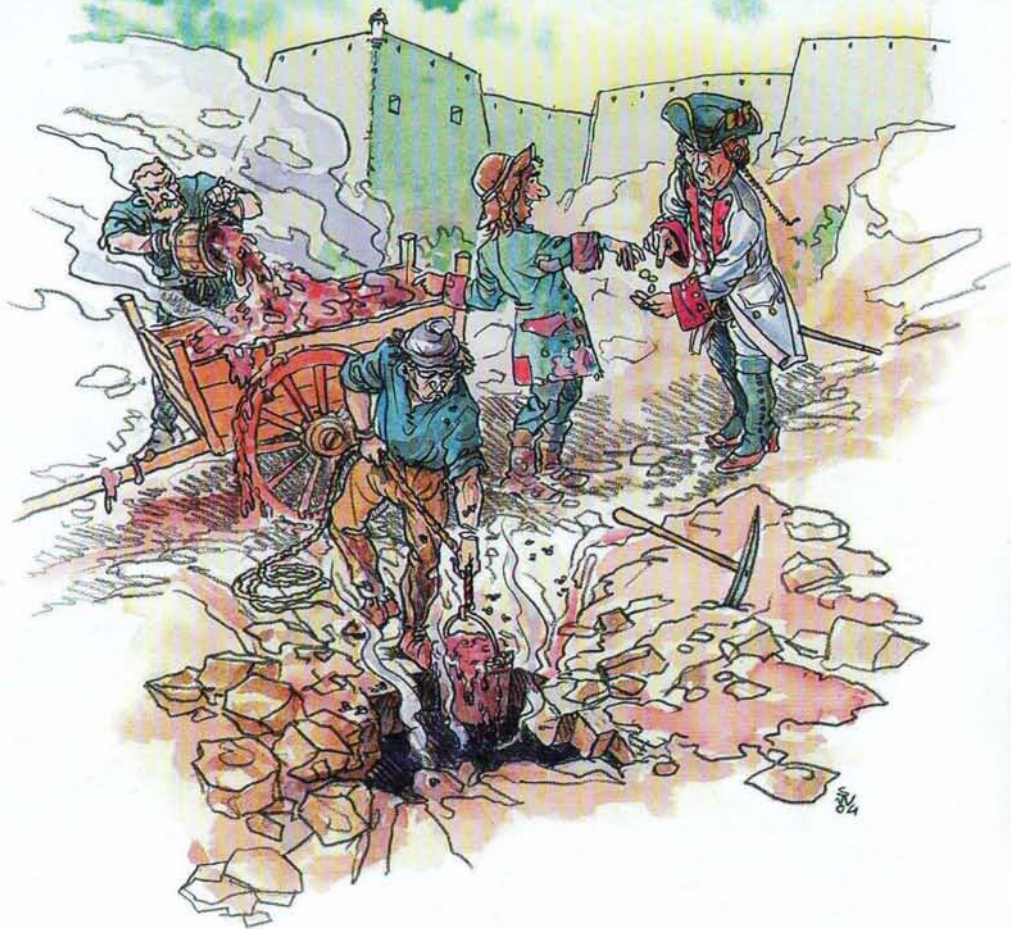
ment de la solitude du petit coin pour ensuite disparaître dans la nature. Le Magistrat avait d'abord argué que l'érection de latrines incombait au budget des fortifications et non à la caisse municipale mais en vain. Sous la pression du commandement général à Bruxelles, les autorités communales doivent finalement se résoudre à effectuer la dépense. Mais une fois cette question résolue un nouveau point de discorde surgit. Où faut-il aménager l'entrée du chalet de nécessité? Doit-elle faire face au corps de garde ou aux maisons bourgeoises qui bordent la place? Le commandant craignant pour la santé de ses troupes veut que l'entrée soit tournée vers les habitations de sorte que la garde ne soit pas importunée par l'odeur des commodités. Les riverains par contre trouvent qu'«il seroit plus naturel que le soldat qui n'est jamais de garde que pendant 24 heures soit gêné par son propre fait que les remontrants [les habitants] le soient pour toujours ne pouvant quitter leurs habitations jointes à cet inconvénient.» D'autre part l'accès se situant à l'écart de l'œil vigilant des factionnaires, «ces commodités pourroient devenir l'asile des personnes les plus débauchées et donner occasion aux manques des mœurs et de décence qui tourneroient au plus grand scandale des familles des remontrants». Après avoir adressé une pétition au ministre plénipotentiaire de Sa Majesté l'Empereur à Bruxelles, les riverains obtiennent finalement

gain de cause. L'entrée est aménagée vis-à-vis du corps de garde mais la maisonnette qui contient les latrines est chapeautée d'une cheminée pour «attirer toute exhalaison et puanteur» et pour que «ni la garde ni les habitants des environs ne puissent souffrir de la mauvaise odeur».

L'effroyable puanteur de l'espace public est de moins en moins acceptée. Autrefois on n'osait sans doute pas se plaindre. Désormais les effluves nauséabonds qui s'élèvent des fosses d'aisance agressent la nouvelle sensibilité. Les élites éclairées tout comme les riverains se préoccupent des dangers de la mauvaise odeur et manifestent leur mécontentement. La même année, 1786, une ordonnance règle la conduite des vidanges qui jusqu'à cette date s'étaient effectuées le jour. Dorénavant les vidangeurs doivent curer les latrines pendant la nuit, entre dix heures du soir et cinq heures du matin, pour à la fois ménager le confort des habitants et limiter les émanations nocives. L'obscurité nocturne dérobe à la vue des habitants le transport désagréable des immondices. Ici est amorcé un processus qui aboutit au 19^e siècle à l'enfouissement complet des conduites dans le sous-sol de la ville et finalement à l'invisibilité totale du tout-à-l'égout. L'opération de vidange ne peut se faire que pendant la saison froide, en hiver, entre le 15 novembre et le 15 mars de chaque année. Les cureurs doivent conduire le contenu des latrines «dans des tonneaux bien fermés au bastion de Sainte Marie, pour de là les laisser couler (...) dans le premier fossé de la ville, où se trouve un bassin propre à les recevoir.»

L'argent ne pue pas

Les habitants ne paient en principe aucune taxe ni pour la vidange des latrines ni pour l'enlèvement des immondices. Les deux ouvrages sont adjugés à des entrepreneurs qui se remboursent de leurs frais sur la vente des boues comme engrais. En effet les déchets urbains de l'époque sont avant tout organiques. Ils renferment le crottin des rues et la litière des animaux domestiques. Aussi les cultivateurs des abords de la ville apprécient-ils leur valeur fertilisante. Néanmoins la recette communale, la baumaîtrie, a parfois des difficultés à trouver des adjudicataires de sorte qu'elle doit elle-même employer des ouvriers et vendre ensuite la gadoue au plus offrant. Longtemps vider les latrines avait été considéré comme une action infamante et le magistrat avait payé les bourreaux de la ville pour le faire. Même si au 18^e siècle les édiles «éclairés» considèrent cette «terreur ignominieuse» comme une «ridicule persuasion», quelque chose de l'opprobre initial était sans doute resté attachée au manquement des immondices.



Mais ces scrupules n'étaient pas partagés de tous. Certains ne se gênaient aucunement de faire de l'argent avec les déjections de leurs concitoyens. Ainsi depuis des temps immémoriaux le contenu des latrines militaires situées derrière le couvent des pères capucins s'écoulait par un «aqueduc» souterrain et voûté le long de la descente du Pfaffenthal pour se déverser finalement dans l'Alzette. Cette rivière qui recevait les eaux usées d'une dizaine d'autres «aqueducs» ainsi que les rebuts des tanneries, hôpitaux et autres établissements polluants, installés dans les faubourgs, jouait le rôle du Cloaque maxime de la ville. Mais, pour arrondir leurs fins de mois, les officiers de la garnison ont l'idée de monnayer la crotte de soldat. L'exploitation de l'égout est attribuée à des marchands de fumier. Ceux-ci pratiquent alors une ouverture dans la voûte du souterrain et retiennent le flot des excréments en y jetant de la paille, des pierres et du gazon. Le canal d'évacuation ne tarde pas à être complètement bouché et quand éclate un gros orage la masse boueuse coule parmi les rues de la basse ville infectant de puanteur les maisons et les caves, gâtant les marchandises et les boissons. Mais malgré que les habitants du Pfaffenthal se plaignent de la «puanteur intolérable» et craignent une «maladie contagieuse», les militaires ne veulent pas renoncer au gain de la vente des excréments. Il faut l'intervention du Conseil des Finances

pour que l'égout soit rebouché et que le flot des immondices puisse à nouveau suivre son cours naturel.

Luxembourg au 18^e siècle n'est pas encore la ville propre que nous connaissons aujourd'hui. L'âge d'or de l'hygiène publique ne débutera que cent ans plus tard, après le démantèlement de la forteresse, quand la municipalité introduira l'adduction d'eau, la canalisation et un service de voirie. Toutefois la réglementation du régime autrichien marque déjà clairement une volonté d'assainissement. C'est une première tentative d'organiser de façon systématique l'évacuation des immondices que produit incessamment l'activité d'une importante ville-garnison.

Guy Thewes

Dessins: Serge Weis

„Hutt der keng Mënz?“

Als Kand sinn ech bal all Dag vum Belair duurch de Park an d'Avenue Monterey bis an d'Stad komm. Di Belair Kanner sinn deemools jo an d'Aldrénger Schoul gaangen, déi do stoung wou haut d'Bussen virum Centre Aldréngen halen. Di Belair Schoul war nämlech vun der Wehrmacht a Beschlag geholl ginn, an duerno vun der amerikanescher Arméi. Am Park sinn ech all Kéier laanscht dee Pissoir komm, deen do no beim Trottoir tëschend dem Gestreich stoung. „Géi doheem op d'Toilette hate méng Eltere mer ageschäerft. Souwisou, de Pissoir huet mech net ugezunn, hien ass mer ëmmer e bëssen onheemlech virkomm. Ech war zwar eemol dra virwëtzen, awer dee schaarfen Ammoniakgeruch huet mech definitiv ofgeschreckt. Well ech méng Vakanzen ëmmer um Land bei méng Grousselteren om Duerf gewinnt war ze verbréngen, konnt ech souwisou net verstoen, wisou een an engem Park mat esou vill Getreisch a Beem konnt an esou e sténkeche Pissoir goen. Haut weess ech natierlech, datt dat onméiglech Zoustänn wäeren, wann hannert all Bam a Strauch ee géif am Park séng Nout verrichten.

Spéider hunn ech erausfond, datt dee Pissoir eng Rendez-vous-Plaz fir eng bestëmmte Clientell war. Eemol hat esouguer ee ganz grouss di zwee Buchstaven op d'Häische gesprayt. Dat sollt wuel keng Reklamm sinn, mee éischter sollt de Geck mat deene Leit gemaach ginn. Dee Pissoir ass haut ofgerappt, an elo steet do e schmoeck Häischen, dat als Entrée fir an de Parking Monterey dëngt.

Och soss huet sech vill gemaach op dem Gebitt vun der Stad Lëtzebuerg. Et sinn elo 9 Pissoiren do, déi vu muerges bis owes matt enger Damm besat sinn, déi do fir Uerdnung a Propretéit suergt. Dee meescht besichten dovun ass wuel de Pissoir am Centre Aldréngen. Mee och di aner hunn eng grouss Zuel vu Clienten, méi wéi een dat esou

mengt. Duurch d'ganz Staat fënnt een se: bei der Gëlle Frau, ënnert dem Knuedler, ënnert dem Cercle, bei der Passerelle, op der Fouerplaz um Glacis. Awer och nach eng Partie Sanisetten stinn dorëmmer. Op der Paräisser Plaz, beim Viaduc, zu Märel am Park, an der Péitrus beim Golf an nach op enger Parti Plazen.

Om Knuedler hunn am Joer 2001, an der Oktav, 8124 Leit de Pissoir ënnert der Willemsplaz an Anspruch geholl. Bei der Gëlle Frau waren am Mee 2001 10161 Leit gezielt ginn, an de Juli waren et der esouguer 13138 gewiescht. Meescht wuel Touristen. Also e wertvollen Déngscht fir déi vill Touristen, déi eis Stad mam Bus besiche kommen.

50 Cents kascht et op de Kapp fir hei an aller Rou op enger gutt gehëtzter a propperer Plaz séngem Geschäft nogoe kënnen ze goen. Kee Verglach matt deene rëffche Plazen, wéi een se nach op verschiddenen Autobunnen fanne kann an och nach vill méi propper wéi a ville Caféen a Restaurants. Mee deen halwen Euro schéngt dach fir eenzelner ze deier ze sinn, an dat ass och dee Punkt, wou d'Surveillante vun de WC publics – wéi se offiziell genannt ginn –, a Konflikt matt dësem oder deem Client geroden. „Mir

kënnen dach net derfir“ müssen si sech heiansdo erausraden. Wann emol ee frech gëtt a matt vernennen ufängt, da seet d'Surveillante: „Wenn ich in Ihr Land komme muss ich auch zahlen, Ausserdeem bezahlen Sie ja dort den Kaffee und die Zigaretten doppelt so teuer.“ an da gi se meeschtens kleng bei. Déi Zäit wéi si d'Mark nach haten, hu si méi oft gemault. Haut huet dat sech zimlech ginn. Et sinn der awer och nach, déi Expressegeete maachen, well se musse bezuelen, si pinkelen niewt de Komp oder si verschmiren d'Mauern oder si stëppelen esouguer e Rulo Toilettepabeier an den Offloss, an da muss den Hygienescht kommen fir de Kanal erëm opzemaachen. An der Oktave waren souguer scho Poppen oder Petzien an d'Toilette gestach ginn, fir alles ze verstoppén.

„Dat Schwéierst an eisem Beruff ass, datt mer musse Frecheeten astiechen, wa mer derfir suergen, datt bei enger Grupp net een deem aneren d'Klensch an de Grapp dréckt. Mee dat stoppe mir awer.“

An da sinn di ganz schlau, déi matt engem Honnert-Euro-Schäin ugeréckt kommen a gäer Mënz hätten. „Et gëtt Gruppen, wou deen éischten et esou probéiert, a wann ech deen da natierlech net wiessele kann, an hien en esou an d'Kabinn loossen – well et kann een d'Leit jo net esou goe loossen – dann huet de Rescht vun der Grupp natierlech och nëmmen déck Schäiner an der Täsche. Dat geet jo awer net.“

Eng Surveillante erzielt wéi et alt emol goe kann: „Virun zwee Joer koum och ee fir 50 Euro gewiesst ze kréien, du hunn ech zu him gesot: Hunn ech Bank op ménger Stir stoen, dobaussen si genuch Banken fir gewiesst ze kréien. Do zitt deen d'Fauscht. Hien hat gemengt hie kënnt mer eng técken.



Avenue Monterey, entrée du Parc municipal

Avenue de la Porte Neuve
entrée du Parc municipal



Ech hat mech awer gezunn. Du huet e mech zwar net geroden, ech hat mer awer wéi geden um Eck vun der Dir. An hie war matt der Fauscht widdert d'Rumm vun der Dir gaangen. Dat war du s'eng Affaire, well ech war jo net frech matt him. Ech hat deen éischte Moment gemengt e wéllt Mënz hunn fir den automatesche Parking, Dofir sëtzt jo do e Caissier, a mir sinn net dofir do."

Ech schwätze matt enger Cliente, enger Chinesin, si kënnt awer net aus China, mee vu Boston. Ech froe se, ob hei en Énnerscheid matt hinnen wir. Si seet, bei hinnen wäeren di öffentlech Toiletten zwar gratis, et wäeren awer bal keng do. Jo, an eis Stad wir really pretty, a wou e gudde Fëschrestaurant wier?

"An da sinn der och, déi kënne laang Fangere maachen, haaptsächlech an der Saison, wann se um Camping leien. Déi sinn sech ze schued fir hir Ruloe kafen ze goen. Egal ob wéi eng öffentlech Toilett se kommen, si huelen dann de Rulo matt, egal ob nach vill drop ass oder net. A mir ginn da vun eisem Chef verannt, wa vill Ruloe bestallt ginn, well di Ruloe verschwannen méi séier wéi ee kucke kann."

Eng Surveillante beklot sech iwwert d'Asiaten. „Si paken oft schon an der Dir aus, wat auszepaken ass, si späitzen op de Buedem oder un d'Diren. Ob dat esou an hirem Land de Brauch ass? An d'Chinesen stellen sech op de Komp fir vun uewen erof ze pissen. Ennert der Dir gesidd der da keng Féiss méi. Mir hunn eng Zäit dofir schrecklech vill nei Kabinetsdeckele gebraucht, well déi sinn da gerass. Eng Damm matt décke Been hat sech sugger eng Kéier de Speck an sou engem gerassenen Deckel gequëtscht, deen nach net ersat war. Si huet furchterlech Kreesch geden. Lo hu mer méi en zolitte Modell vun Deckel, an déi halen duer."

E puer Pissieren si jo ënneriirdesch ugeluecht an ech gouf d'läsch Zeien, wéi esou een huet missen duerhalen fir en däitschen Tourist bei d'Lisette ze loos. Do

freet jo een op der Theaterplaz, e Mann deen do laanscht koom, wéi hien am schnellsten op d'Gare kéim. „Ach, zum Bahnhof, da nehmen Sie doch am besten die Untergrundbahn“, an hien huet op de Pissoir op der Theaterplaz gewisen. Den Tourist wäert sech gewonnert hunn, wéi hien do d'Trapen ofgoe wollt, an nëmmen e Parking an e Pissoir public fond huet. Keng Reklam fir Lëtzebuerg!

Di meescht Surveillanten hunn sech eng Philosophi zougeluecht fir ëmmer frëndlech ze bleiwen. „Et sinn der déi wësse net wéi se sech sollen dréinen a kéieren fir Frechheeten erauszekréien. Ech ignoréieren se ganz, ech loosse mech net provozéieren, well dat bréngt et net.“

Wa gréisser Zwëschefall sinn, da krute si geroden, hir Dir zouespären an dann um Büro oder bei der Police unzerrufen. Eng Zäit ware besonnesch um Parking Aldringen grouss Problemer matt den Drogéierten. „Eng Zäit konnte mer d'Dir net oplossen, wéinst dem Gestank vum Cannabis. Wa mer

owends heem gaange sinn, hate mer e Kapp esou. Vun datt se do méi staark kontrolléieren a matt den Honn derduerch ginn, ass et vill méi roueg ginn.“

Wéi virun dräi Wochen eng Messerpickerei am Centre Aldringen war tëschend zwee Drogenhändler haten d'Leit d'Polizei ugeruff, a vum Sträit haten d'Surveillanten nëmmen d'Kreesch nach matkritt.

Et ass elo méi roueg ginn. Hei an do vergësst emol een ze zéien. Et seet och mol nach heiansdo een: „Seid doch nicht so streng. Schaut doch einmal durch die Finger“. Et sinn och mol nach jong Fraen, déi sech opregen, well d'Häre gratis pisse goe kënnen, ouni eng Kabinn ze benotzen. Sou eng Ongerechtegkeet! Mä am groussen Ganzen sinn d'Toilettefraen awer ganz zefridden matt hirem Beruf. Wann net ze vill Betrieb ass, fënnt di eng oder aner och emol en Ament fir Kreuzworträtselen ze maachen – an dobäi entgeet hinnen awer neischt, well si huelen hire Beruf eescht. An d'Clienten sinn och zefridden, well méi wéi ee schubst, trotz de 50 Cents Taxe, nach e klengt Drénkgeld an di Schësselchen, déi do an der Guichetsfënsterche steet.

Pol Tusch

Route d'Esch,
près de l'Eglise
à Hollerich



Avenue Victor Hugo / rue Henri VII

Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Sigismond (Rue)

Diese Straße, so benannt durch Gemeinderatsbeschluss vom 16. Mai 1925, befindet sich in Bonneweg. Sie verbindet die Rue du Puits mit dem Dernier Sol und führt teilweise an dem neuen städtischen Hallenbad entlang.

Sigismund wurde als drittältester Sohn von Kaiser Karl IV. am 15. Februar 1368 in Nürnberg geboren. Durch seine Heirat 1385 mit Maria, der Tochter Ludwigs I. von Ungarn und Polen, erwarb er Erbansprüche auf beide Länder und wurde 1387 zum König von Ungarn gekrönt. Während dieser Zeit drangen die Ottomanen nach Europa vor und fielen 1395 in Ungarn ein. Um die Mittel für die Verteidigung gegen die Türken aufzubringen, musste Sigismund einen Teil seiner Territorien verpfänden oder gar verkaufen. Trotzdem fügte ihm Sultan Beyazid I. bei Nikopolis 1396 eine vernichtende Niederlage zu. Am 21. Juli 1411, nach dem Tode seines Veters Jobst von Mähren und dem Rückzug seines Bruders Wenzels II., wurde Sigismund zum deutschen König gewählt und 1433 in Rom zum Kaiser gekrönt.

Eine seiner wichtigsten Entscheidungen war die Einberufung des Konstanzer Konzils (1414-1418), das unter seiner Leitung das große Abendländische Schisma beendete. In dieser Kirchenspaltung standen sich in der Katholischen Kirche zwei und zeitweilig sogar drei Päpste gegenüber. Jan Hus, der tschechische Kirchenreformer, dem Sigismund freies Geleit gewährt hatte, nahm auch am Konzil von Konstanz teil. Da er sich weigerte, seine Lehren zu widerrufen, wurde Hus verhaftet und als Ketzer verbrannt, da die Konzilsväter der Meinung waren, einem Ketzer gegenüber bräuchte man das einmal gegebene Ehrenwort nicht einzuhalten. Daraufhin kam es zu blutigen Aufständen seiner Anhänger in Böhmen. 1420 rief Sigismund zum Kreuzzug gegen diese so genannten Hussiten auf. In den darauffolgenden blutigen Hussitenkriegen konnte der König sich erst 1436 durchsetzen.

Sigismund setzte Zeit seines Lebens nie einen Fuß auf Luxemburger Boden. 1419 war er seinem Bruder Wenzel II. als Herzog von Luxemburg gefolgt. Er ließ jedoch das entlegene Herzogtum Luxemburg durch Pfandherren verwalten, unter andern durch seine

Nichte Elisabeth von Görlitz. Diese erhielten gegen größere Geldsummen die Verwaltung des Herzogtums, das sie als Einnahmequelle oft rücksichtslos ausbeuteten. Mit dem Tode Sigismunds am 9. Dezember 1437 in Znaim (Mähren) erlosch die Dynastie der Luxemburger. Seine Nachfolge übernahm, zusammen mit der Kaiserwürde, sein Schwiegersohn Albrecht von Österreich, der Gatte seiner einzigen Tochter Elisabeth. So fiel das gesamte Luxemburger Erbe an das Haus Habsburg-Österreich, das die Kaiserkrone bis 1806 behalten sollte.

Simmer (Rue Nicolas)

Diese Sackgasse auf Belair hat ihren Eingang an der Route d'Arlon auf der Höhe der Kaserne der Berufsfeuerwehr. Durch Treppen ist sie mit dem Val Ste Croix verbunden. Ihren Namen erhielt sie durch einen Schöffenratsbeschluss vom 24. Februar 1956.



Nicolas Simmer wurde am 7. April 1877 in Kayl geboren. Nach Abschluss seiner Hochschulstudien an der Sorbonne in Paris begann er seine Lehrtätigkeit als Professor am Gymnasium in Diekirch. Er erhielt dann seine Ernennung zuerst als Schulinspektor und 1920 als Direktor der Normalschule in Luxemburg. Wegen seines aufrichtigen Charakters und seiner patriotischen Haltung war er allgemein beliebt bei seinen Kollegen und seinen Schülern.

Die deutschen Besatzer allerdings sahen in dieser Einstellung eine Gefahr für die Durchsetzung nationalsozialistischer Gedankengutes in Erziehung und Unterricht. Ende 1940 wurde er als Direktor der Normalschule abgesetzt, und am 21. April 1943 erfolgte seine

Verhaftung durch die Gestapo. Damit begann sein Leidensweg, der ihn zunächst in die Gefängnisse von Luxemburg und Trier brachte, später, im Mai 1944, nach Natzweiler und schließlich im September 1944 in das Konzentrationslager Dachau, wo er am 3. Februar 1945 verstarb.

Simonis (Boulevard Charles)

Auf Cents gelegen, ausgehend von der Rue de Trèves in der Nähe der Kirche, führt diese Straße um den östlichen Teil der Cité SNHBM herum und mündet dann in die Rue Cents ein. Ihren

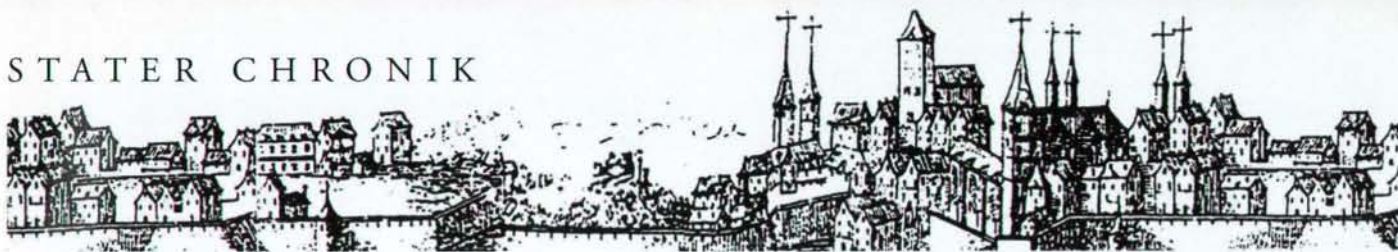


Namen erhielt sie durch einen Schöffenratsbeschluss vom 25. Oktober 1968.

Mathias Karl Eduard Simonis wurde am 21. September 1818 in Luxemburg geboren. Nachdem er das Athenäum absolviert und auf den Universitäten Heidelberg und Paris Recht studiert hatte, ließ er sich in der Hauptstadt als Anwalt nieder. Er starb am 1. November 1875 im Alter von nur 57 Jahren.

Bei seinen Mitbürgern war er sehr beliebt und wurde wiederholt, von 1848-1872, zum Gemeinderat und zum Stadtschöffen gewählt. Am 30. Januar 1873 ernannte ihn der KönigGroßherzog zum Bürgermeister, ein Ehrenamt, das er bis zu seinem allzu frühen Tode bekleidete. Eine kurze Zeit, vom 3. Oktober 1854 bis zum 27. November 1856, war er auch Mitglied der Abgeordnetenkammer.

In all seinen Ämtern bewies Simonis eine hervorragende Kompetenz und ein großes Verwaltungstalent. Dank seiner ausgezeichneten Kenntnisse und seiner feurigen Rednergabe vertrat er auf allen Ebenen mit großem Erfolg die Interessen seiner Stadt Luxemburg.



In memoriam: Nic. Mosar †

In seinem 77. Lebensjahr verstarb am vergangenen 6. Januar der langjährige CSV-Abgeordnete und hauptstädtische Schöffe Nic. Mosar.

Am 25. November 1927 in Bonneweg geboren, absolvierte Nic. Mosar nach dem Abitur ein Jurastudium an der Sorbonne in Paris, das er 1953 erfolgreich mit einem Dokortitel abschloss. Bereits 1954 eröffnete er eine eigene Anwaltskanzlei in Bonneweg, die er später dann ins Stadtzentrum verlegte.

1959 wurde Nic. Mosar erstmals auf der Liste der christlich-sozialen Volkspartei in den hauptstädtischen Gemeinderat gewählt, dem er bis 1984 angehörte. Von 1970 bis 1975 amtierte er als Schöffe und war in diesem Amt u.a. für den Urbanismus verantwortlich.

Ab 1964 war er dann auch Abgeordneter, und 1979 wurde er Präsident der CSV-Kammerfraktion und Vorsitzender der parlamentarischen Finanzkommission.



Im Oktober 1984 bestimmte die damalige CSV-LSAP-Koalition Nic. Mosar zum Mitglied der von Jacques Delors präsidierten Europäischen Kommission in Brüssel, wo er als EG-Kommissar für den Energiesektor, die Atomenergieagentur und das Amt für amtliche Veröffentlichungen zuständig war. Nach dem Ablauf seines Mandats als EG-Kommissar wurde er 1989 auf den Posten des Luxemburger Botschafters in Rom berufen.

Danach trat er dann in den neunziger Jahren in den wohlverdienten Ruhestand.

Nic. Mosar war verheiratet mit der Kunstmalerin Annette Mosar, und aus dieser Ehe gingen die drei Söhne Laurent, Frank und Jerry hervor.

Sein Sohn Laurent trat übrigens nicht nur als Anwalt in die väterlichen Fußstapfen, sondern auch als christlich-sozialer Politiker. Er ist heute Abgeordneter und hauptstädtischer Finanzschöffe.

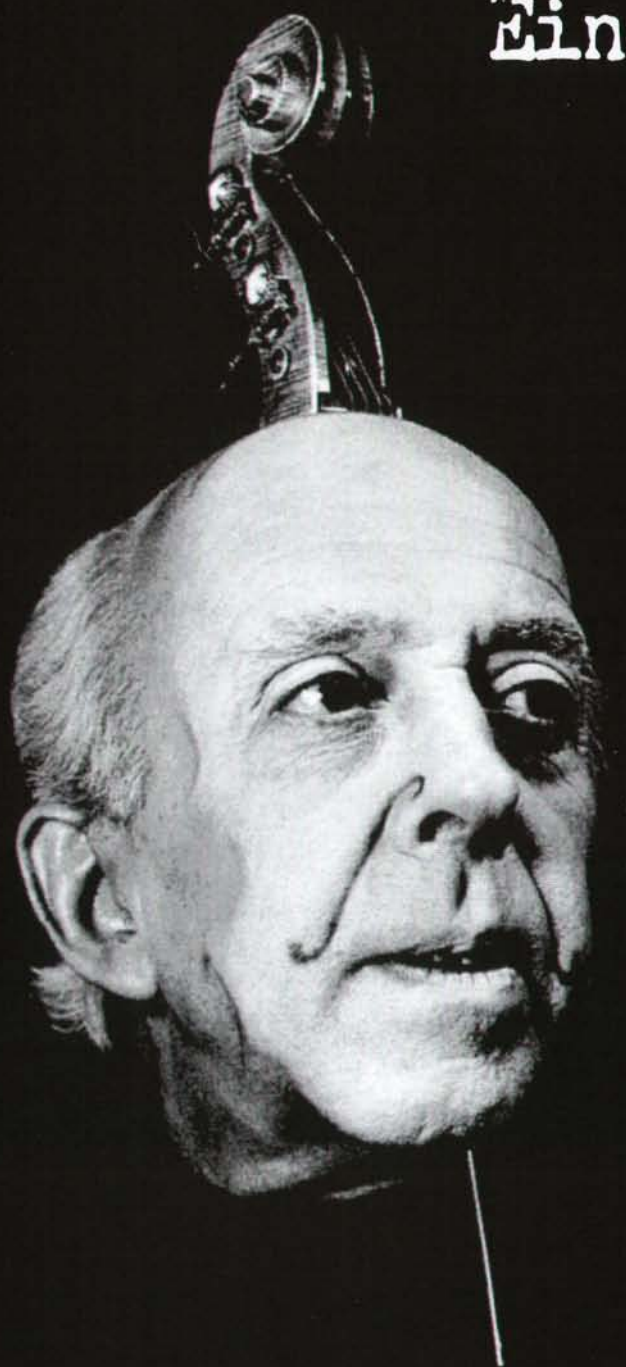
Landesgartenschau Trier: Beitrag der Stadt Luxemburg

Am vergangenen 22. April öffnete die diesjährige Landesgartenschau in Trier ihre Pforten. Der „Turm Luxemburg“ auf dem Petrisberg ist nicht der einzige Beitrag des Großherzogtums zu dieser kulturellen Veranstaltung. Denn die Stadt Luxemburg ist dieses Jahr ein vollwertiger „Außenstandort“ der LGS. Mit dem Erhalt bzw. der Wiederherstellung von historischen Gärten und Grünanlagen im Petrusstal, an den Ufern der Alzette, im Stadtpark und in der Altstadt stellt die Gemeindeverwaltung den hohen Stellenwert unter Beweis, der auch in Luxemburg dem Stadtgrün beigemessen wird. Unsere Fotos zeigen die Vorbereitungsarbeiten an den terrassenförmigen Gärten im Petrusstal.



Ein Leben für die Bühne

Zum 70. Geburtstag von Fernand Fox



Auch wenn man einem 70jährigen Freund zu seinem Geburtstag einen Artikel schreiben soll, kann man im weltweiten Netz fündig werden. Und schon leuchten dort zwei seiner Seiten auf: der „Bistrotier“ und der Schauspieler: „Kee vun eis wäert jeemools deen Owend beim Foxe Fern um Lampertsbiert vergiessen, wou mir als Bühn just e Schloff an der Entrée haten...“ (www.gms.lu/~stenkdeier/weltbuch.html) und „Dertëscht kommen de Foxe Fern an den Hoffmanns Pol emol als Champion an als Barriärswiechter, als Schoulmeeschter an als Reporter fir kuerz Sketcher...“ (www.land.lu/html/dossiers/dossier_theatre)

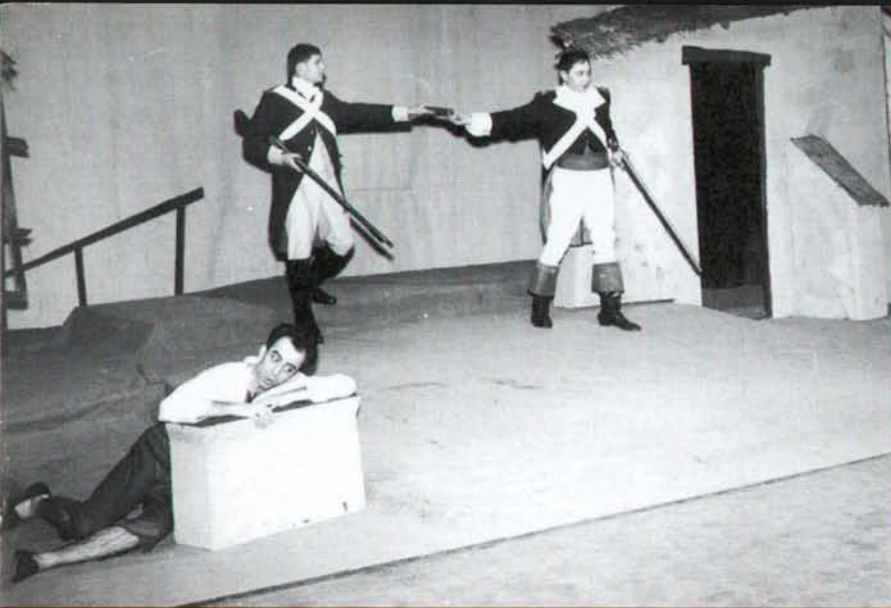
Aber noch sind wir nicht beim „Foxe Fern um Lampertsbiert“, in dessen Theaterstüff viele von uns schöne Theater- und Kabarettabende verbracht haben. Angefangen hat Ferns Laufbahn als Schauspieler bei der Interbank, wo er in der Buchhaltung arbeitete. Als dieses Geldinstitut seinen hundertsten Geburtstag feierte, stand Fernand Fox zum ersten Mal auf der Bühne, die zu diesem Zweck ihre Bretter im Biergercasino in der Enneschtgaass aufgeschlagen hatte. In der Geburtstagsrevue für die Interbank hatte Foxe Fern alle Hauptrollen zu spielen und wurde so (das gibt es auch in Luxemburg!) entdeckt! Und zwar von Ugen Heinen, der Fernand Fox vom Fleck weg ins Ensemble des Lëtzebuerger Theater engagierte.

Ferns berufliche Laufbahn ist auch ein Stück Luxemburger Wirtschaftsgeschichte: Nach seiner Tätigkeit bei der Interbank arbeitete er bei der Hadir, bis diese von der Arbed übernommen wurde, und stand so mehr oder weniger 30 Jahre im Dienste des Luxemburger Stahlkonzerns. Parallel zu diesem *fulltime job* (wie man weder zu Zeiten einer Interbank noch einer Hadir gesagt haben würde) „spielte“ Fern Theater. Nach einem langen Arbeitstag in der Buchhaltung des größten Luxemburger Indus-

„Der Kontrabass“
Théâtre du Centaure, 1992

Fernand Fox und Tun Deutsch
in „Le Satyre de la Villette“
Théâtre des Casemates, 1973





Fernand Fox, Nic Bintz, Bert Juncker (v.l.n.r.) in „De Schéifermisch“ (Lëtzeburger Theater, 1959)



Fernand Fox, 2004

imedia

trieunternehmens hieß es abends proben (oder „probieren“, wie unsere Freunde jenseits von Ferns Geburtstort Bollendorf-Pont sagen würden). Wie meinte er nüchtern und vielleicht ein bisschen traurig: „Bei einem solchen Stundenplan, wo du bis sechs Uhr gearbeitet und dann von sieben bis elf Uhr abends geprobt hast, da blieb nicht viel Zeit für deine Jugend“.

Aber die Mühe hat sich gelohnt: Die Luxemburger Theatergeschichte wäre ärmer ohne die ersten Stücke von Pol Greisch wie „Äddi Charel“, „Besuch“ oder „Grouss Vakanz“, die Ugen Heinen in den 60-er Jahren im *Groussen Theater* inszenierte. Mit Fernand Fox standen damals so bekannte Schauspieler wie Hary Haagen (z.B. in „Eng Sëffecht op der Musel“ von Norbert Weber) oder Misch Bock („Grouss Vakanz“) auf der Bühne. Aber auch das Fernsehen sollte zur schnell wachsenden Berühmtheit des Foxe Fern beitragen: über 300 Sketche von Norbert Weber mit Jängi Hopp, Hary Haagen, Emily Cao-Foubert und anderen wurden von RTL aufgezeichnet und genossen beim sonntäglichen *Hei-Elei* und bei den Sylvester- und Fastnachtssendungen große Beliebtheit. Vielleicht hat Fernand Fox es deshalb heute noch so schwer, auf der Bühne „ernst“ genommen zu werden. „Ech kréie Laacher, déi en aneren Acteur ni kréich, ob se passen oder nët“, meint der Schauspieler, der ebenso gerne ernste Stücke spielt.

Und Ende der 70-er Jahre trafen dann die Wirtschaftsgeschichte und die Geschichte einer Wirtschaft aufeinander: Die Arbed steckte in einer Krise und Jempy Sontags Gastwirtschaft auf Limpertsberg war schon über ein Jahr geschlossen. Seit 1972 hatte Fernand Fox in Jempy Sontags *Dikrecher* Stuff bei literarischen Kabarettprogrammen mitgemacht, die so schöne Namen trugen wie „Panoptikum“ (1973), „Mikroskop“ (1974), „Polyptikum“ (1975), „Rohmantikum“ (1976) oder „Kaotikum“ (1977). Mit ihm auf der Bühne standen während all dieser Jahre Haidy Jacobi, Rita Kail, André Jung, Monika Herrmann, Philippe Noesen, Josiane Peiffer, Alix Wagner, Camille Olinger, Toni Schuster und

der von uns allen so schmerzlich vermisste Tun Deutsch, der 1977 im Alter von 45 Jahren starb.

Und nach und nach wurde für Fern der Ruf der Bühne unüberhörbar, auch wenn sie sich auf einen kleinen Raum zwischen Tischen und Tresen beschränken sollte. Im Alter von 48 Jahren gab er seinen sicheren Job bei der Arbed auf („Für viele absolut unverständlich!“, meint er augenzwinkernd) und wurde Wirt auf Limpertsberg. Die *Dikrecher* Stuff wurde zur *Theaterstuff* und rasch zu einer neuen Heimat für die in den 80-er Jahren lebendige und vielfältige Kleinkunst. Während neun Jahren war die *Theaterstuff* der Ort schlechthin, wo Kabarett und Literaturprogramme, *Café Théâtre* und *Café Littéraire* zu Hause waren, bis ihre Initiatoren über eigene Säle verfügen konnten. Marc Olinger, dessen *Théâtre Ouvert Luxembourg* noch keine Bleibe an der Route de Thionville hatte, führte dort Programme um Prévert und Boris Vian auf, Fernand Guelff inszenierte Brecht-Abende oder „Lieder gegen den Krieg“.



Brecht-Abend (Theaterstuff, 1984)

Aber eine Gastwirtschaft führen und gleichzeitig ernsthaft Theater spielen zu wollen ist nur schwer möglich und wurde auch Foxe Fern rasch zuviel. Und so kam es zu dem paradoxen Ergebnis, dass er, der eine Gastwirtschaft übernommen hatte, um bessere Bedingungen für das Theaterspielen zu haben, den Wirtsberuf aus eben dem gleichen Grunde aufgab. An einem Freitag,

den 13. hatte er die Theaterstuff eröffnet, an einem Freitag, den 13. (1989) senkte sich der (virtuelle) Vorhang zum letzten Mal. In der Tat wollte Fernand Fox wieder mehr Zeit für das Theater haben...

Auf die Frage, welche Produktionen für ihn besonders wichtig waren, nannte er „Emigranten“ von Slawomir Mrozek, wo er – in einer Inszenierung von Georges Ourth – mit Tun Deutsch auf der Bühne stand (1975). Diese Produktion des Kasemattentheaters sollte daraufhin mit viel Erfolg an der Elisabethbühne in Salzburg gezeigt werden. Weitere „Herz-Stücke“ von Fernand Fox waren „De Bretzert“ von Norbert Weber und „Grouss Vakanz“ von Pol Greisch. Bei Norbert Weber mag er die Wortspielereien, bei seinem Freund Pol Greisch schätzt der Schauspieler besonders die filigrane Sprache. „Ech hunn ëmmer en absolute Respekt vrum Text. Ech ginn e genau esou erëm, wéi den Auteur e geschriwwen huet“, meinte Fernand Fox. Dies würde ihm besonders bei Pol Greisch leicht fallen, dessen Sprache zwar volkstümlich, aber klar und schön sei. Es wäre bestimmt interessant, wenn gerade „Grouss Vakanz“ wieder aufgenommen würde, diesmal vielleicht mit Fernand Fox in der Rolle, die seinerzeit so eindrucksvoll von Misch Bock verkörpert wurde!

Nach seinem 70. Geburtstag, den Fern mit vielen Freunden der Theaterszene gefeiert hat, will er ein bisschen langsamer treten und nur mehr in zwei Stücken pro Spielzeit mitwirken. Im Moment probt er „Dancing“, das unter der Regie von Pol Kieffer Anfang Juli im Großen Theater Premiere feiern wird. Nach der Vorlage von „Le Bal“ von Ettore Scola werden hundert Jahre Luxemburger Geschichte an Hand von Musik und Tanz aufgerollt. „Diese Produktion macht großen Spaß“, lacht Fernand Fox, „denn ich kann jede Menge besser tanzen als die Jugend von heute. Walzer, Samba, Foxtrott... wunderbar!“ Also noch eine Facette dieses vielseitigen und lebenswerten Künstlers, die es zu entdecken gibt. Wir freuen uns jetzt schon darauf.

Simone Beck

La Collection Luxembourgeoise du Musée National d'Histoire et d'Art

Tout comme Nico Klopp, que nous avons présenté la dernière fois, Jos Sünnen est un enfant de la Moselle. Tous les deux sont nés la même année, en 1894, dans le même village de Bech- Kleinmacher. Ils sont des amis d'enfance et fréquentent ensemble la même classe primaire. Ils vont se retrouver aussi ensemble bien des années plus tard à Düsseldorf. La vallée de la Moselle de leur enfance n'a pas manqué de marquer leurs œuvres.

La région mosellane n'a pas seulement été une source d'inspiration pour de nombreux peintres luxembourgeois, mais elle a également enfanté des artistes de valeur en dehors de Nico Klopp et de Jos Sünnen. Il suffit de penser à Frantz Seimetz (1858- 1934) de Grevenmacher, à Nicolas Brücher (1874- 1957) d'Elvingen, dans l'arrière- pays, ou à Jean- Pierre Beckius (1899- 1946) de Mertert.

Jos Sünnen

(né le 1^{er} décembre 1894 à Bech-Kleinmacher et y décédé le 15 mai 1969)



Très tôt dans son enfance Jos Sünnen est entré en contact avec l'art. Alors qu'il n'est qu'à l'école primaire il visite régulièrement avec son ami Nico Klopp l'atelier de Nicolas Brücher, portraitiste et décorateur d'églises. Quelques années plus tard il est envoyé par ses parents à l'abbaye de Maredsous près de Dinant pour y faire des études agricoles. Les moines sont en train d'y restaurer les fresques de l'église. Un moine remarque l'intérêt du jeune Sünnen pour ses travaux et propose de lui donner un coup de main.

C'est en 1916 que Sünnen décide, contre l'avis de son père, de s'inscrire à l'Ecole des Arts Décoratifs de Düsseldorf, puis à l'Académie des Beaux-Arts. Il y fréquente les cours du peintre animalier et professeur Julius Paul Junghans et du professeur Ederer. Il se perfectionne dans l'art de la peinture, du graphisme et de la peinture de fresques.

Sünnen finit par s'installer définitivement comme peintre indépendant à Düsseldorf, où, grâce à Nico Klopp, il fait la connaissance du sculpteur luxembourgeois Claus Cito (On Stad N° 70), où, en 1929, il épouse Elisabeth Schulz et où il restera jusqu'au début de la guerre en 1940, avec cependant de nombreux séjours dans son pays natal.

Ainsi dès 1923 il participe à une exposition à l'Athénée de Luxembourg ensemble avec Brücher et Klopp. Membre du Cercle Artistique il prend part aux Salons annuels et participe en 1927 un peu à contre-cœur au premier Salon de la Sécession pour retourner ensuite au CAL. C'est la même année qu'il réalise l'un de ses plus beaux tableaux «Peinture». Il s'agit d'un paysage hivernal aux bords de la Moselle avec ses sentiers enneigés le long de la rivière dans une atmosphère glaciale. Les couleurs sont plutôt sombres et étalées avec de larges coups de pinceaux.



Der Rappen (1926)

Plus que Nico Klopp il respecte minutieusement les détails jusqu'à peindre des galets isolés, quelques haies et arbustes, des lignes de vignes. Même s'il reprend souvent les mêmes motifs sous des aspects différents au fil des saisons, il garde une nette préférence pour les paysages hivernaux au blanc cassé, au gris délicat, au bleu verdâtre. A l'arrière-plan il situe souvent une colline à l'aspect massif et menaçant, ce qui fait qu'on lui reproche souvent une certaine lourdeur et un manque de sensibilité.

En 1940 Sünner quitte Düsseldorf avec son épouse et sa fille Elly pour revenir vivre à Bech- Kleinmacher. Les tableaux qu'il n'a pas pu emporter sont détruits lors des bombardements de la ville. En plus ceux qu'il a entreposés dans le village au bord de la Moselle sont endommagés lors de fortes inondations suite à la fonte des neiges. Après la guerre, pendant laquelle d'ailleurs il a été blessé par une balle et soigné dans un lazaret américain, il doit recommencer à zéro. Mais il se refait bien vite un nom et expose au Luxembourg comme à l'étranger, notamment en Allemagne, aux Etats-Unis, en Norvège et en Suède. Il meurt le 15 mai 1969 à Bech- Kleinmacher. Treize ans plus tard, en 1982, Madame Hemmen va y ouvrir la galerie Sünner.

Paysagiste de talent Sünner, qui est toujours resté proche de la terre en racontant le travail des paysans et des vignerons, a été aussi un excellent peintre animalier, qui aimait avant tout peindre des chevaux au

labour. Qu'il s'agisse de chevaux travaillant dans les champs, dans les brasseries ou dans les mines de fer ou encore remontant les chalands sur la rivière, Sünner montre avant tout leur force massive.

L'œuvre de Sünner se distingue par sa diversité, mais ses tableaux, fort nombreux, ne sont pas toujours de qualité égale. Sünner se base sur des structures classiques et pratique un art honnête en harmonie avec la nature. On parle en général de son réalisme aux légères touches impressionnistes. Sünner aime les couleurs claires, tempérées.

Par ailleurs Jos Sünner a également conçu le monument Saint Donat à Alscheid et celui de Paul Eyschen à Stadtbredimus. Il a de même réalisé les fresques de l'église de Dudelange ainsi que les fresques et mosaïques des caves vinicoles de Wellenstein.

De nos jours ses tableaux ont une grande valeur documentaire. Ils nous parlent d'autrefois et illustrent les travaux des paysans, des vignerons et des mineurs. Quant à ses derniers tableaux mosellans peints après la guerre ils nous montrent le rivage tel qu'il était quelques années avant la canalisation de la Moselle.



Pol Aschman © Photothèque de la Ville de Luxembourg

Clausen, 1950

«Ma petite est comme l'eau, elle est comme l'eau vive
Elle court comme un ruisseau, que les enfants poursuivent
Courez, courez vite si vous le pouvez
Jamais, jamais vous ne la rattraperez»

Extrait de la chanson «L'eau vive» de Guy Béart